Laetitia Colombani

Das Haus der Frauen

ROMAN



S. FISCHER


Laetitia
Colombani
Das
Haus
der
Frauen
ROMAN
S. FISCHER

Laetitia Colombani

Das Haus der Frauen

Roman

Aus dem Französischen
von Claudia Marquardt



Meiner Mutter
Meiner Tochter
Den Frauen des Palastes

»Solange Frauen weinen, wie sie es jetzt tun –
will ich kämpfen.
Solange Kinder Hunger leiden müssen, wie sie es
jetzt tun – will ich kämpfen (…)
Solange es Mädchen gibt, die auf der Straße unter die
Räder geraten (…) – will ich kämpfen.
Ich kämpfe bis zum letzten Atemzug!«
William Booth

»Eins ist sicher, die Toten spuken an den Orten, an
denen sie gelebt haben, als ob sie den Boden dort mit
ihrer Erinnerung getränkt hätten.«
Sylvain Tesson, Une très légère oscillation

Der Boden ist eiskalt.
Dieser Gedanke erfasst mich, während ich daliege,
die Stirn am Steinboden, die Arme zur Seite ausgestreckt, wie eine Gekreuzigte.
Heute erkläre ich diesen Ort zu meiner ewigen Wohnstätte.
Ich lege mein Gelübde ab. Es ist meine Wahl.
Zwischen diesen Mauern werde ich mein Leben verbringen.
Ich wollte mich der Welt entziehen, um mehr an ihr teilzuhaben.
Ich befinde mich mitten in ihrem Herzen und zugleich weit von ihr entfernt.

Ich fühle mich nützlicher hier als in den lebhaften Vierteln der Stadt, die mich umgeben.
Hier, in diesem Kloster, wo die Zeit stehengeblieben ist.
Ich schließe die Augen und bete.

Ich bete für die Menschen, die Beistand brauchen,
die das Leben gezeichnet und erschüttert,
die man am Wegesrand zurückgelassen hat.
Ich bete für diejenigen, die Kälte und Hunger leiden,
die alle Hoffnung und jedes Verlangen verloren haben.
Ich bete für die, die nichts mehr haben.

Mein Gebet erhebt sich zwischen den Steinen,
in diesem Garten, diesem fruchtbaren Garten des Herrn,
dieser im Winter eiskalten Kapelle,
in dieser winzigen Zelle, die man mir zugeteilt hat.

Ihr, die ihr in dieser Welt wandelt,
stimmt weiter eure Gesänge an, zieht weiter eure Runden.
Ich bin da, in der Stille und im Schatten,
und ich bete, dass euch, solltet ihr inmitten des Getöses und Getümmels einmal stürzen,
eine Hand gereicht wird, sanft und stark,
eine freundschaftliche Hand,
die euch ergreift und wieder aufrichtet

und euch, ohne zu verurteilen, aufs Neue
in den Strudel des Lebens entlässt,
wo ihr weitertanzen werdet.

Gebet einer Schwester der Ordensgemeinschaft
Töchter vom heiligen Kreuz.
Anonym, 19 . Jahrhundert

1
Paris, heute

Es ging alles blitzschnell. Solène verließ den Gerichtssaal mit Arthur Saint-Clair. Sie wollte ihm gerade sagen, dass sie die Entscheidung des Richters nicht nachvollziehen könne, auch nicht die Strenge, mit der er sein Urteil verkündete. Doch dafür blieb ihr keine Zeit.

Saint-Clair steuerte auf die Glasbrüstung zu und übersprang sie mit einem großen Satz.

Ungehindert stürzte er sich aus dem sechsten Stock des Gerichtsgebäudes.

Für einige Augenblicke, die sich zu einer Ewigkeit ausdehnten, schwebte sein Körper im Leeren. Dann schlug er fünfundzwanzig Meter tiefer auf.

An das, was folgte, erinnert sich Solène nicht mehr. Die Bilder drängen sich ungeordnet auf, spulen sich wie in Zeitlupe vor ihrem geistigen Auge ab. Sie muss geschrien haben, ja, bestimmt hat sie geschrien, bevor sie zusammenbrach.

Aufgewacht ist sie in einem Zimmer mit weißen Wänden.

Der Arzt hat es in zwei Wörter gefasst: *Burn-out.* Wobei Solène nicht klar war, ob sich seine Diagnose auf sie oder ihren Mandanten bezog. Dann aber fügten sich die Einzelteile wieder zu einem Ganzen.

Sie kannte Arthur Saint-Clair schon eine ganze Weile, er war ein einflussreicher Geschäftsmann, der sich wegen Steuerhinterziehung vor Gericht verantworten musste. Bis ins kleinste Detail wusste sie über sein Leben Bescheid, über seine Ehen, seine Scheidungen, seine Affären, hatte Einblick in die Unterhaltszahlungen an seine Exfrauen und seine Kinder, war im

Bilde über die Geschenke, die er ihnen von seinen Auslandsreisen mitbrachte. Sie wusste von seiner Villa in Sainte-Maxime, seiner herrlichen Wohnung im VII . Arrondissement von Paris. Er hatte sie stets ins Vertrauen gezogen, sie in all seine Geheimnisse eingeweiht. Monatelang hatte Solène sich auf die Verhandlung vorbereitet, hatte bereitwillig ihre gesamte Freizeit, jeden Urlaubs- und Feiertag geopfert, um nur nichts dem Zufall zu überlassen. Sie war eine herausragende Anwältin, unermüdlich, perfektionistisch, gewissenhaft. Ihre Kanzleikollegen schätzten ihre Qualitäten als Juristin einhellig. Dass ein gewisses Rechtsprechungsrisiko besteht, weiß jeder. Trotzdem – mit einem solchen Urteil hatte Solène nicht gerechnet. Der Richter forderte für ihren Mandanten eine Gefängnisstrafe und einen Schadenersatz in Millionenhöhe. Saint-Clair hätte bis an sein Lebensende zahlen müssen. Ganz abgesehen von dem Ehrverlust, der sozialen Ächtung. Er konnte es nicht ertragen.

Lieber stürzte er sich in den gigantischen Lichthof des neuen Pariser Justizpalastes.

An alles haben die Architekten gedacht, nur nicht daran. Ihr Ziel war es, ein elegantes Gebäude zu entwerfen, einen wahren »Palast aus Glas und Licht«, der durch seine perfekte Formgebung besticht. Und trotzdem gegen Terroranschläge gewappnet ist. Ein Gebäude mit massiven Fassaden und tausendundeiner Sicherheitsschleuse, mit Videokameras an sämtlichen Pforten. Überall haben sie Zutrittskontrollen vorgesehen, es gibt keinen Eingang, der nicht elektronisch überwacht, mit Gegensprechanlage und High-Tech-Monitor ausgerüstet wäre. Was sie in ihren Plänen allerdings nicht berücksichtigt haben, ist, dass in diesen Mauern Menschen über andere, manchmal sehr verzweifelte Menschen richten. Auf sechs Etagen verteilen sich die Gerichtssäle um ein fünftausend Quadratmeter großes Atrium, das mit seinen achtundzwanzig Metern Deckenhöhe schwindelerregend wirkt. Ein frisch Verurteilter kann an diesem Ort leicht auf dumme Gedanken kommen.

In Gefängnissen gibt es überall Sicherheitsvorkehrungen, um dem Selbstmord entgegenzuwirken. Nicht aber hier. Einfache Glasbrüstungen begrenzen die Gänge um das Atrium. Es war ein Leichtes für Saint-Clair, das Geländer zu überwinden und in die Tiefe zu springen.

Das Bild verfolgt Solène, sie kann es nicht vergessen. Wieder und wieder sieht sie den verrenkten, reglosen Körper ihres Mandanten auf dem Marmorboden des Palastes liegen. Sie muss an seine Familie denken, an seine Kinder, seine Freunde, seine Angestellten. Sie ist die Letzte, die mit ihm gesprochen hat, die Letzte, die neben ihm gesessen hat. Schuldgefühle quälen sie. Was hat sie falsch gemacht? Was hätte sie sagen oder tun können? Hätte sie das Schlimmste vorhersehen müssen? Sie kannte Arthur Saint-Clair gut, dennoch kann sie sich seine Tat nicht erklären. Sie hätte nie gedacht, dass er sich so erschüttern lassen und die Nerven verlieren, dass er wie eine Bombe hochgehen würde.

Der Schock hat ihr Leben in Stücke gesprengt. Auch Solène ist tief gefallen. Sie verbringt die Tage in dem Zimmer mit den weißen Wänden hinter zugezogenen Vorhängen, ihr fehlt die Kraft, auch nur aufzustehen. Sie erträgt kein Licht, und schon die kleinste Bewegung verlangt ihr eine übermenschliche Anstrengung ab. Die Kanzlei hat ihr Blumen geschickt, die Kollegen aufmunternde Grüße, doch auch davon fühlt sie sich überfordert. Sie funktioniert nicht mehr, so wie ein Auto, das ohne Benzin am Straßenrand liegengeblieben ist.

Und das mit gerade mal vierzig.

Burn-out , auf Englisch hört es sich leichter an. Ein Modebegriff, der besser klingt als *Depression* . Am Anfang wollte Solène es nicht glauben. Sie doch nicht, nein, mit so was hat sie nichts zu tun. Sie ist keine von diesen fragilen Zeitgenossen, deren Erfahrungsberichte die Seiten von Lifestyle-Magazinen füllen. Sie ist immer stark gewesen, aktiv, in Bewegung. Mit beiden Beinen fest auf dem Boden, dachte sie zumindest.

Es gibt viele Menschen, die unter beruflicher Überbeanspruchung leiden , erklärt ihr der Psychiater mit ruhiger und bedächtiger Stimme. Er benutzt Fachwörter, die sie hört, ohne sie zu verstehen, Serotonin, Dopamin, Noradrenalin, es ist eine ganze Palette an Begriffen, Anxiolytika, Benzodiazepine, Antidepressiva. Er verschreibt ihr Tabletten, die sie abends nehmen soll, um einzuschlafen, und morgens, damit sie aufstehen kann. Tabletten, die ihr helfen sollen, zu leben.

Dabei schien sie unter einem guten Stern geboren zu sein. Als die ältere von zwei Töchtern eines Juristenehepaars wuchs sie in einem wohlhabenden Vorort von Paris auf. Schon früh hatte man ihr eine große Zukunft vorausgesagt, denn sie war ein äußerst intelligentes, sensibles und strebsames Kind. Schule und Studium absolvierte sie mit links, bereits mit zweiundzwanzig gehörte sie der Anwaltskammer von Paris an und arbeitete in einer renommierten Kanzlei. So weit, so gut. Doch nach kurzer Zeit begannen sich die Akten auf ihrem Schreibtisch zu türmen, und die Wochenenden, Nächte und Urlaube fielen zunehmend der Bearbeitung von Rechtsstreitigkeiten zum Opfer, der Schlafmangel wurde chronisch, die vielen Verhandlungen, Termine und Sitzungen erlaubten kaum mehr eine Verschnaufpause. Sie rauschte durchs Leben wie ein Schnellzug, der nicht anzuhalten war. Und dann die Sache mit Jérémy, dem Mann, den sie mehr liebt als alle anderen. Den sie nicht vergessen kann. Er wollte kein Kind haben, keine Verpflichtungen eingehen. Er hatte es ihr gesagt, für sie war das in Ordnung gewesen. Solène gehörte nicht zu den Frauen, die davon träumten, Mutter zu sein. Sie sah sich nicht als eine dieser jungen Mamas, die mit schlaffen Armen einen Kinderwagen durch die Straßen schoben. Dieses Vergnügen überließ sie gern ihrer Schwester, die in der Rolle der Hausfrau und Mutter vollkommen aufzugehen schien. Solène war ihre Freiheit wichtiger – zumindest behauptete sie das. Jérémy und sie lebten jeweils ihr Leben. Sie verstanden sich als modernes Paar – verliebt, aber unabhängig.

Die Trennung kam für Solène völlig überraschend. Eine harte Landung auf dem Boden der Tatsachen.

Nach ein paar Wochen fühlt sie sich in der Lage, das Zimmer mit den weißen Wänden zu verlassen, um eine Runde im Park zu drehen. Der Psychiater setzt sich neben sie auf die Bank und gratuliert ihr zu diesem Fortschritt, überschwänglich, als wäre sie ein kleines Kind. Bald schon werde sie in ihre Wohnung zurückkehren können, sagt er, unter der Bedingung, dass sie ihre Medikamente weiterhin einnehme. Die Neuigkeit löst keine Begeisterung in Solène aus. Sie findet die Vorstellung, allein zu Hause zu sitzen, ohne Ziel und Plan, nicht sehr verlockend.

Sicher, sie lebt in einer schicken Dreizimmerwohnung in einem schönen Stadtviertel. Doch auf einmal kommt sie ihr kalt und zu groß vor. In ihrem Kleiderschrank wartet der Kaschmirpulli auf sie, den Jérémy vergessen hat und den sie sich manchmal überzieht. In der Küche stapeln sich die amerikanischen Chips mit dem penetrant künstlichen Geschmack – Jérémys Lieblingssorte, die sie jedes Mal aus dem Supermarkt mitbringt, die Macht der Gewohnheit. Dabei mag sie selbst die Dinger gar nicht. Und das Knistern von Chipstüten im Kino oder vor dem Fernseher hat sie schon immer genervt. Heute würde sie alles darum geben, es noch einmal zu hören: das Geräusch, wenn Jérémy neben ihr auf dem Sofa seine Chips knabbert.

In die Kanzlei möchte sie nicht zurück. Sie macht niemandem einen Vorwurf. Aber nur die Vorstellung, das Gerichtsgebäude zu betreten, bereitet ihr Übelkeit. Sie wird lange brauchen, bevor sie überhaupt wieder einen Schritt in das Viertel setzen kann. Sie wird kündigen, *der Arbeit fernbleiben* , wie es so schön heißt – das klingt sanfter und suggeriert die Möglichkeit einer Rückkehr. Eine Rückkehr, die sie nicht ernsthaft in Betracht zieht.

Solène gesteht dem Psychiater, dass sie Angst hat, die Klinik zu verlassen. Sie hat keine Ahnung, wie das gehen soll: ein Leben ohne Arbeit, ohne Terminkalender, ohne Sitzungen, ohne

Verpflichtungen. Ohne diese Halteleinen fürchtet sie abzudriften. *Helfen Sie anderen* , schlägt der Arzt ihr vor. *Warum nicht ein Ehrenamt?* … Solène hört ihm perplex zu. Sie durchlaufe eine *Sinnkrise* , fährt er fort. *In solchen Situationen hilft es, sich selbst aus dem Fokus zu nehmen, sich anderen Menschen zu öffnen, man muss wieder einen Grund finden, morgens aufzustehen. Sich nützlich zu fühlen, sich für eine Sache zu engagieren, anderen zu helfen, könnte einer sein.*

Pillen und soziales Engagement – ist das alles, was ihm einfällt? Und dafür studiert man jahrelang Medizin? Solène ist fassungslos. Nicht, dass sie grundsätzlich etwas gegen eine ehrenamtliche Tätigkeit einzuwenden hätte. Aber sie selbst fühlt sich nicht unbedingt dazu berufen, Mutter Teresa nachzueifern. Wem könnte sie in ihrem Zustand auch schon helfen, sie schafft es ja selbst kaum aus dem Bett.

Doch der Psychiater lässt nicht locker. *Versuchen Sie es* , insistiert er, während er ihre Entlassungspapiere unterschreibt.

Tagelang dämmert Solène zu Hause auf dem Sofa, blättert in Zeitschriften, für die sie am liebsten sofort ihr Geld zurückverlangen möchte. Auch die Anrufe und Besuche von Familienangehörigen und Freunden erlösen sie nicht von ihrem Weltschmerz. Sie hat zu nichts Lust, schon gar nicht steht ihr der Sinn nach Konversation. Alles langweilt sie. Ziellos irrt sie durch die Räume, vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer und zurück. Ab und zu schleppt sie sich zum Lebensmittelladen an der Ecke oder zur Apotheke, um ihren Vorrat an Tabletten aufzufrischen, danach legt sie sich gleich wieder hin.

An einem der vielen Nachmittage, die sie träge auf der Couch verbringt, klappt sie ihr nagelneues MacBook auf – ein Geschenk ihrer Kollegen zum Vierzigsten, kurz vor ihrem Burn-out –, das sie bisher so gut wie nicht benutzt hat. Eine ehrenamtliche Tätigkeit … Warum eigentlich nicht? Über die Suchmaschine gelangt sie zum offiziellen Stadtportal von Paris, wo alle möglichen Trägerschaften Suchanzeigen gepostet haben. Der Name der Domain lässt sie aufmerken: *ichbindabei.org.* »Mit nur einem Klick zum sozialen

Engagement!«, verspricht die Startseite. Und sogleich flimmert eine Vielzahl von Fragen über den Bildschirm: Wo wollen Sie helfen? In welchem Umfang? In welcher Form? Auf keine dieser Fragen weiß Solène eine Antwort. Eine Menüleiste mit den unterschiedlichsten Rubriken klappt auf: Alphabetisierungs-Workshops für Menschen ohne Lese- und Schreibkenntnis, Hausbesuche bei Alzheimerpatienten, Fahrradkurierdienste zur Verteilung von Essensspenden, Schichtdienst in der Notübernachtung für Obdachlose, Coaching für überschuldete Haushalte, Lernhilfe in sozialen Brennpunkten, Moderation von Bürgerdiskussionen, Retter für Tiere in Not, Unterstützung von geflüchteten Menschen, Betreuung von Langzeitarbeitslosen, Mithilfe bei der Essensausgabe, Vorträge in einem Seniorenheim, Animateur*in in Krankenhäusern, Besuchsdienste im Gefängnis, Kleider- und Sachspendensortierung, Betreuung von behinderten Schülerinnen und Schülern, Sprechstunde beim Sorgentelefon, Erste-Hilfe-Ausbilder*in … Es gibt sogar einen Verein, der sich *Schutzengel* nennt. Kurz huscht ein Lächeln über Solènes Gesicht – sie fragt sich, wo ihrer wohl gerade steckt. Er muss sich verflogen, irgendeine Abzweigung verpasst haben. Sie gibt ihre Recherche auf, ratlos angesichts der Überfülle an Annoncen. Jedes einzelne Anliegen ist ehrenwert und unterstützungswürdig. Doch sich auf eine Sache festlegen zu müssen lähmt sie vollkommen.

Es ist der Einsatz von Zeit, den alle Organisationen fordern. Also das, was am schwierigsten zu bewerkstelligen ist in einer Gesellschaft, in der jede Sekunde zählt. Sich wirklich zu engagieren bedeutet, seine Zeit zur Verfügung zu stellen. Zeit hat Solène, ihr fehlt es an der nötigen Energie. Sie fühlt sich nicht imstande, eine Entscheidung für oder gegen etwas zu treffen. Dieser Schritt erscheint ihr zu viel verlangt, er überfordert sie. Lieber spendet sie weiterhin Geld – das ist unverbindlicher.

Im Grunde ihres Herzens weiß sie, dass es feige ist. Aber sie will im Moment einfach nur schlafen. Weiterschlafen, noch eine Stunde, einen Monat, ein Jahr. Will ihre Pillen schlucken und abstumpfen, um nicht mehr nachdenken zu müssen.

Als sie die Hand ausstreckt, um ihren Laptop zuzuklappen, sticht ihr eine Anzeige ins Auge, sie steht ganz unten auf der Seite. Eine knappe Zeile, die ihr vorher nicht aufgefallen war.

2

Öffentlicher Schreiber gesucht. Kontaktieren Sie uns.

Als Solène diese Zeilen liest, überfällt sie ein seltsamer Schauer. *Schreiber.* Nur ein Wort, und alles ist wieder da.

Anwältin zu werden war nie ihr Herzenswunsch gewesen. Als Kind hatte Solène alle mit ihrer überbordenden Phantasie beeindruckt. Als Jugendliche fiel sie durch ihre besondere Fähigkeit im sprachlichen Ausdruck auf. Die Lehrer bescheinigten ihr einhellig ein großes Talent auf diesem Gebiet. Tag und Nacht füllte sie leere Hefte mit Gedichten und Erzählungen, ihre Imagination schien nie zu versiegen. Insgeheim träumte sie davon, Schriftstellerin zu werden. Sie wollte ihr Leben an einem Schreibtisch verbringen, wie Colette, mit einer Katze auf dem Schoß, und wie Virginia, in einem *eigenen Zimmer* .

Als Solène ihren Eltern von ihren beruflichen Plänen erzählte, reagierten sie mehr als reserviert. Sie waren beide Juraprofessoren, durch und durch, künstlerische Neigungen beäugten sie mit Argwohn, Flausen waren das, die ins Abseits führten. Sie sollte sich einen anständigen Beruf aussuchen, einen, der ihr gesellschaftliche Anerkennung einbrachte. Das war es, was zählte.

Ein anständiger Beruf. Ganz egal, ob er einen glücklich machte.

Vom Bücherschreiben kann man nicht leben , meinte ihr Vater. *Es sei denn, man ist ein Hemingway, aber das* … Er hatte das Ende seines Satzes in der Schwebe gelassen. Doch Solène wusste genau, was dieses Zögern bedeutete. Er wollte sagen: *aber das hängt davon ab.* Es hängt von deinem Talent ab. Es hängt von anderen ab. Es hängt von so vielen Dingen ab, die wir nicht beeinflussen können und die uns Angst machen. Also: *Lass die Finger davon. Hör auf zu träumen.*

Du solltest lieber Jura studieren , hatte er stattdessen vorgeschlagen. *Schreiben kannst du ja trotzdem, für dich.* Woraufhin Solène ihre Pläne an den Nagel hängte, die Idee der Katze auf ihren Knien ebenso wie die Romane von Virginia. Wie ein braver kleiner Soldat trat sie zurück ins Glied. Ihre Eltern wollten eine Anwältin zur Tochter, sie würde sich diesem Wunsch fügen. Anstelle ihrer eigenen Bedürfnisse würde sie die Bedürfnisse ihrer Eltern verwirklichen. *Mit Jura kommst du überallhin* , hatte ihre Mutter behauptet. Eine Lüge. Mit Jura kam man nirgendwohin. Jura führte immer nur zu Jura. Deswegen war Solène in dem Zimmer mit den weißen Wänden gelandet, wo sie versuchte, all die Jahre zu vergessen, die sie mit der Juristerei zugebracht hatte. Als die Eltern sie in der Klinik besuchten, zeigten sie sich ratlos angesichts ihres Zustandes. *Du hast doch alles* , sagten sie, *einen tollen Job in einer renommierten Kanzlei, eine schöne Wohnung …*

Ja, und?, denkt Solène bitter. Ihr Leben kommt ihr vor wie ein Modellhaus. Auf dem Foto wirkt es hübsch, aber bei genauerer Betrachtung stellt man fest, dass das Wesentliche fehlt. Es ist nicht bewohnt. Ihr kommt ein Ausspruch von Marilyn Monroe in den Sinn: *Karriere ist etwas Herrliches, aber man kann sich nicht in einer kalten Nacht an ihr wärmen.* Solènes Füße sind eiskalt. Ihr Herz ist es auch.

Kindheitsträume zu vergessen ist nicht schwer, man hört einfach auf, daran zu denken. Man bedeckt sie mit einem Schleier, so wie man Laken über Möbelstücke wirft, wenn man ein Haus für längere Zeit verlässt.

Eine Weile gelang es Solène, neben der Arbeit in der Kanzlei zu schreiben, sie nutzte jede freie Minute. Doch die zeitlichen Abstände zwischen ihren Texten wurden immer größer. Bis in ihrem überladenen Terminkalender schließlich gar kein Platz mehr für fürs Schreiben war. Der Alltag als Anwältin war anspruchsvoll, Solène war es auch. Die Arbeit fraß immer öfter ihre Abende, Wochenenden und Urlaube auf. Sie hatte einem unerschrockenen

Monster, das nie satt und zufrieden war, die Tür geöffnet, und es dauerte nicht lange, da verschlang es alles. Freizeit, Freunde. Und auch ihr Liebesleben. Die Männer stiegen aus, sobald sie begriffen, dass sie der Konkurrenz nicht gewachsen waren. Nächtelanges Durcharbeiten, ausgeschlagene Essenseinladungen, in letzter Minute stornierte Urlaubsreisen – immer lag etwas Dringendes in der Kanzlei an, immer war alles wichtiger als das Private. Dennoch zog Solène den Gewaltmarsch durch. Keine Zeit zu leiden, keine Zeit zu heulen.

Bis Jérémy auf der Bildfläche erschien.

Ein attraktiver, gebildeter, geistreicher Jurist, den sie bei der Wahl des Präsidenten der Pariser Anwaltskammer kennenlernte. Dass sie den gleichen Beruf ausübten, beruhigte Solène. Jérémy würde sie verstehen, er setzte dieselben Prioritäten, dachte sie. Dabei hatte eine Freundin sie gewarnt: »Zwei Anwälte in einer Beziehung, sind einer zu viel.« Sie sollte recht behalten. Jérémy verließ Solène für eine weniger brillante Frau, die jedoch verfügbarer war. Er hatte sie bei einem Abendessen getroffen, das Solène absagen musste, weil ein Fall sie mal wieder völlig in Beschlag nahm.

Öffentlicher Schreiber. Die Wörter haben Kraft. Sie wirken wie Zündstoff. Lange bleibt Solènes Blick an der Überschrift dieser Anzeige haften. Über einen Link gelangt sie auf die Website einer Organisation, die sich »Schreiben verbindet« nennt. Gleich auf der Startseite findet sich das detaillierte Anforderungsprofil für einen öffentlichen Schreiber: *Sie sind ein Profi in der schriftlichen Kommunikation und verstehen sich als Ansprechpartner*in für jedes Anliegen, das einen Schriftverkehr erfordert – vom persönlichen Brief bis zum amtlichen Schreiben. Sie sollten vielseitig informiert sein, die Regeln von Syntax, Rechtschreibung und Grammatik beherrschen und über Gewandtheit und Routine im Formulieren verfügen. Darüber hinaus sind Sie vertraut mit administrativen Vorgängen und sicher im Umgang mit dem Internet sowie den gängigen Textverarbeitungssystemen. Kenntnisse im juristischen und wirtschaftlichen Bereich sind empfehlenswert* .

Solène bringt alle diese Kompetenzen mit. Die Anzeige scheint wie auf sie zugeschnitten. An der Universität wurde sie oft für ihren flüssigen Stil und reichen Wortschatz gelobt. Und nicht selten baten Kanzleikollegen sie um Rat, wenn sie ihre Schriftsätze verfassten. *Du schreibst so gut* , fanden sie.

Die Idee, ihre Worte Menschen an die Hand zu geben, die sie brauchten, gefällt ihr. Sie könnte das. Ja, das würde sie hinkriegen.

In einem letzten Punkt präzisiert die Anzeige, dass die *Fähigkeit, gut zuzuhören* , ebenfalls ins Portfolio eines öffentlichen Schreibers gehört. Wenn Solène im Umgang mit ihren Mandanten eines perfektioniert hat, dann wohl das: sich selbst zurückzunehmen und ihrem Gegenüber Raum zu geben. Ein guter Anwalt hat auch psychologisches Geschick, er ist eine Vertrauensperson. Sie selbst hat sich viele Lebensbeichten angehört, Geheimnisse, die bis dahin unausgesprochen waren, und sie hat eine Menge Tränen getrocknet. Sie hat ein Gespür für Menschen. Sie ist jemand, dem man sich bereitwillig offenbart.

Sich selbst aus dem Fokus nehmen , hat der Psychiater ihr geraten, *sich nützlich fühlen, indem man sich für eine Sache engagiert, anderen hilft.* Entschlossen klickt Solène auf »Kontakt«, schreibt eine Nachricht an die Organisation und schickt sie ab. Alles ist besser, als weiterhin langsam auf diesem Sofa zu verkümmern. Außerdem, findet sie, ist »Schreiben verbindet« ein schöner Name, und einen Versuch ist es wert, sie hat schließlich nichts zu verlieren.

Am nächsten Morgen klingelt das Telefon, es ist der Leiter der Organisation. Er heißt Léonard. Seine Stimme ist klar, er wirkt heiter. Er bittet sie um ein Treffen, noch am selben Tag, in seinem Büro im XII . Arrondissement. Überrascht von dieser prompten Rückmeldung, sagt Solène zu und notiert die Adresse auf einem kleinen Zettel.

Sich anzukleiden kostet sie Überwindung. In letzter Zeit hat sie sich nur noch im Jogginganzug durch die Wohnung geschleppt. Zum Einkaufen im Laden an der Ecke ist sie in Leggings und

Jérémys altem Pulli gegangen. Der Gedanke daran, die Metro zu nehmen, um einen Termin in einem entlegenen Viertel wahrzunehmen, strapaziert sie schon im Voraus. Sie ist kurz davor, die Sache abzublasen. Sie fühlt sich nicht in der Lage, irgendwelche Fragen zu beantworten, eine gepflegte Konversation zu betreiben.

Andererseits klang der Mann am Telefon sehr sympathisch. Also schluckt Solène ihre Tabletten und begibt sich tapfer zu der Adresse auf ihrem Zettel. Keine sehr einladende Gegend. Ihr Ziel ist ein baufälliges Gebäude am Ende einer Sackgasse. Die Eingangstür lässt sich nicht öffnen – *die Gegensprechanlage ist kaputt* , teilt ihr ein Bewohner mit, der gerade aus dem Haus tritt, *der Aufzug übrigens auch* . Solène kämpft sich zu Fuß die fünf Stockwerke hoch bis zu »Schreiben verbindet«. Ein Mann um die vierzig empfängt sie mit offenen Armen. Er freut sich ganz offensichtlich, sie zu treffen, und führt sie in einen Raum, den er stolz als »Sitz der Organisation« bezeichnet, ein winziges Büro, in dem unglaubliches Chaos herrscht. Solène muss an ihre perfekt aufgeräumte Wohnung denken und fragt sich, wie man auf einer solchen Baustelle arbeiten kann. Léonard befreit einen Stuhl von einem Stapel Briefe und lädt sie ein, Platz zu nehmen. Er bietet ihr einen Kaffee an, sie nickt, warum, ist ihr schleierhaft – sie trinkt nie Kaffee, immer nur Tee. Er reicht ihr eine Tasse mit einer bitteren, kalten Brühe, die sie nur aus Höflichkeit herunterbringt. Beim nächsten Mal, nimmt sie sich vor, wird sie das Angebot ausschlagen.

Léonard setzt sich eine Brille auf und überfliegt erstaunt ihren Lebenslauf. Normalerweise, gesteht er, bewerben sich bei ihm Rentner, die nichts anderes zu tun haben, eine Anwältin aus einer Großkanzlei war noch nicht dabei. Über die Gründe, die sie hierhergeführt haben, schweigt Solène. Sie erwähnt mit keiner Silbe die Depression, den Burn-out, den Tod von Arthur Saint-Clair, all das, was ihr den Boden unter den Füßen weggerissen hat. Sie spricht von einer beruflichen Umorientierung. Auf keinen Fall will sie sich outen und eine wie auch immer geartete Vertraulichkeit zu einem Unbekannten herstellen. Deswegen sitzt

sie nicht hier. Während Léonard ihre Unterlagen durchsieht, fallen ihr die Kinderzeichnungen ins Auge, die an der Wand hinter ihm hängen. Eine ist mit einem krakeligen *Ich hab dich lihb* versehen. Ein selbstgetöpferter Dinosaurier thront auf dem Schreibtisch und dient als Briefbeschwerer. *Das ist ein Deltadromeus* , erklärt Léonard, *man könnte meinen, es handle sich um einen Tyrannosaurus Rex, aber nein, schauen Sie mal, seine Pranken sind viel feiner* . Solène lächelt zustimmend. Ein normales Leben zu führen bedeutet offenbar, dass man sich mit den komplizierten Namen von Dinosauriern auskennt und eine Sammlung von Liebesbekundungen mit Rechtschreibfehlern sein Eigen nennt.

Léonard gratuliert ihr zu ihrer glanzvollen Laufbahn mit all den Abschlüssen und reicht ihr den Lebenslauf wieder über den Tisch. Sie ist perfekt für die ausgeschriebene Stelle! Ein Geschenk des Himmels für die Organisation! Wann kann sie anfangen? Solène zögert, sie ist ein bisschen irritiert. Sie hat soeben das wohl kürzeste Bewerbungsgespräch ihres Lebens geführt. Wenn sie im Vergleich dazu an die vielen Etappen denkt, die sie bis zur Einstellung in der Kanzlei durchlaufen musste – ein langer, mühsamer Prozess. Natürlich hat sie nicht erwartet, dass man hier den gleichen Anforderungen unterzogen wird, aber sie ist davon ausgegangen, dass man sie zumindest zu ihrer Erfahrung befragt. *Wir suchen händeringend nach freiwilligen Helfern* , sagt Léonard, *zwei unserer Rentner sind vor kurzem gestorben* . Als er merkt, dass seine Ausführungen nicht gerade ermutigend wirken, lacht er: *Nicht alle Mitglieder der Organisation sterben, ein paar überleben auch, manchmal* . Nun muss Solène auch lachen. Léonard übertreibt es ein wenig, aber seine Art ist nicht unangenehm. Seine positive Energie überträgt sich. Er fügt hinzu, dass sie den Kandidaten normalerweise eine Ausbildung von zwei Tagen anbieten, dass ihm das in ihrem Fall allerdings nicht nötig erscheine. Sie sei klar überqualifiziert, sie werde sich problemlos in den Job einfinden. Sie wisse vermutlich besser als jeder andere, wie man ein offizielles Schreiben aufsetzt, Formulare ausfüllt, Ratschläge gibt, jemanden anleitet und Menschen begleitet, die sich hilfesuchend an sie wenden. Dann taucht Léonard hinter dem

Berg Papier ab, der sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hat, und zieht ein Blatt hervor – es sieht chaotischer hier aus, als es ist, bemerkt er, aber ich weiß immer genau, wo ich was suchen muss. Er schlägt ihr eine Aufgabe in einem Haus für Frauen vor. Sie brauchen dort jemanden, der eine Stunde pro Woche zur Verfügung steht, um die Bewohnerinnen bei der Erledigung ihrer Korrespondenz zu unterstützen.

Solène atmet tief durch. Ein Wohnheim für Frauen, die Idee lässt sie nicht gerade vor Freude tanzen. Sie dachte, dass man sie vielleicht ins Rathaus oder in irgendeine Behörde schickt. Wer Frauenhaus sagt, meint Elend und soziale Not – nein, das ist im Augenblick keine gute Idee. Ihr schwebt eher etwas in der Bezirksverwaltung vor, ja, das wäre perfekt … Léonard schüttelt den Kopf, dafür gibt es aktuell keinen Bedarf. Er verschwindet wieder hinter seinen Stapeln und zieht zwei weitere Gesuche hervor. Ein Untersuchungsgefängnis in der Banlieue … und ein Palliativzentrum für Patienten, die im Sterben liegen. Solènes Zuversicht schwindet zusehends. Gefängnisse hat sie als Anwältin ausreichend von innen erleben dürfen, nein, danke, da hat sie ihren Beitrag bereits geleistet. Und was das Palliativzentrum anbelangt … Auch nicht gerade die beste Option für jemanden, der einen Weg aus der Depression sucht. Sie möchte am liebsten aufstehen und einfach gehen. Sie fragt sich, was sie hier eigentlich tut. Welcher Irrtum hat sie bloß in dieses erbärmliche Büro am Rande der Stadt geführt? Was hat sie hier verloren?

Léonard wartet ab, sein Blick hängt an ihren Lippen, seine Augen sind so voller Hoffnung, es ist beinahe rührend. Er wartet wie ein Angeklagter auf sein Urteil. Solène fühlt sich außerstande, ihm eine Abfuhr zu erteilen. Sie hat es bis hierher geschafft, fünf Stockwerke hoch, sie hat den schlechtesten Kaffee aller Zeiten getrunken und ein Gespräch geführt. Vor einem Monat wäre all das undenkbar gewesen, sie hätte es nicht einmal aus dem Bett geschafft. Sie muss weitermachen, sie muss sich gewissen Herausforderungen stellen.

Einverstanden, hört sie sich sagen. Ich nehme das Frauenwohnheim.

Léonard strahlt, als wenn jemand das Licht hinter seinen dicken Brillengläsern angeschaltet hätte. Er sieht aus wie ein Kind, das ein unverhofftes Geschenk empfängt. Er wird der Leiterin vom Haus der Frauen sofort Bescheid sagen! Sie wird Solène unter ihre Fittiche nehmen. Es tut ihm leid, dass er Solène beim ersten Mal nicht begleiten kann – er hat selbst drei Sprechstunden in bildungsfernen Vierteln übernommen, er hat im Augenblick keine freie Minute. Aber er ist überzeugt, dass alles gut laufen wird! Sie soll nicht zögern, ihn anzurufen … Er kritzelt eine Handynummer auf die Rückseite eines Werbeprospekts der Organisation – er hat keine Visitenkarte, darum muss er sich auch bei Gelegenheit mal kümmern. Mit diesen Worten steht er auf, begleitet Solène zur Tür, wünscht ihr alles Gute, viel Erfolg und lässt sie auf dem Treppenabsatz stehen.

Solène hat keine Gelegenheit zu protestieren. Sie fährt nach Hause mit dem unangenehmen Gefühl, dass man ihr etwas aufgedrängt hat. Sie hat sich dazu überreden lassen. *Öffentlicher Schreiber* , eine hübsche Umschreibung für das, was sich tatsächlich dahinter verbirgt. Die Worte haben sie verführt. Sie ist nicht auf der Hut gewesen.

Sie schluckt die zahlreichen Tabletten, die der Psychiater ihr verschrieben hat, und geht ins Bett.

Es ist ja nicht zu spät, sagt sie sich, bevor sie einschläft. Ich kann immer noch absagen.

3

Paris, 1925

Nicht heute Abend.
Es ist zu kalt.
Bitte, geh nicht.

Durch das Fenster im Wohnzimmer beobachtet Albin, wie dichte Schneeflocken auf die Hauptstadt niederrieseln. Es herrschen eisige Temperaturen an diesen ersten Novembertagen. Ein heftiger Nordwind fegt durch die Alleen, reißt den Bäumen ihre letzten Blätter aus. Es ist, als lege sich ein Leichentuch über Paris.

Blanche, hörst du mich?
Du bist in keiner guten gesundheitlichen Verfassung.

Doch Blanche ist mit anderen Dingen beschäftigt. Sie knöpft ihren Rock zu, streift sich ihre marineblaue Jerseyjacke über, ohne den Einwänden ihres Mannes Beachtung zu schenken. Albin ist besorgt. Blanche hat wieder diesen Husten. Ihre Lungenerkrankung schreitet voran. Sie hat diese Nacht vor Husten kein Auge zugetan, stundenlang, erst im Morgengrauen ist sie erschöpft eingeschlafen. Er bittet sie inständig, einen Arzt aufzusuchen.

Wozu soll das gut sein? , schnauft sie. Doktor Hervier werde ihr Ruhe und Kuren an der frischen Luft verschreiben, wunderbar! Blanche steht jedoch nicht der Sinn danach, sich in eine dieser Einrichtungen für Kranke und Alte zurückzuziehen. Albin bringt das Haus in der Ardèche ins Spiel: Sie könnten nach Saint-Georges ziehen, ein friedliches Leben fernab des hektischen Treibens in Paris führen. Das würde ihr guttun. Es wäre *vernünftig* , schiebt er unglücklicherweise hinterher.

Vernunft ist für Blanche kein Argument. Ist es nie gewesen. *Ich bin gerade nicht in gesundheitlicher Bestform, na und?* , entgegnet sie. *Ausruhen kann ich mich, wenn ich tot bin* . Da ist er wieder, der sakrosankte Satz! Albin wird wütend, er hat ihn schon so oft gehört. Genau wie ihre Versprechungen, auf sich achtzugeben. Seine Frau ist starrköpfig. Eine Kriegerin, eine Ritterin. Sie wird im Kampf sterben, das Schwert in der Hand.

Er muss sich geschlagen geben, zusehen, wie sie aus der Wohnung verschwindet. Nichts wird sie aufhalten, er weiß es. Noch nie hat Blanche aus gesundheitlichen Gründen von irgendetwas abgelassen. Und mit achtundfünzig Jahren wird sie nicht plötzlich damit anfangen. Die drei »S« an ihrem Kragen sind schließlich nicht reine Dekoration. Sie stehen für eine Mission, eine Berufung, sie sind ihre Existenzberechtigung.

Suppe. Seife. Seelenheil. Drei Wörter, die auf den Punkt bringen, wofür Blanche sich mit Leib und Seele einsetzt: den Ärmsten zu helfen. Es ist das Credo der Organisation, der sie seit bald vierzig Jahren treu zu Diensten steht.

1867 wird Blanche als Tochter eines Franzosen und einer Schottin in Lyon geboren. Sie wächst in Genf auf. Als ihr Vater, ein Pfarrer, stirbt, ist Blanche erst elf Jahre alt. Ihre Mutter muss nun allein für die fünf gemeinsamen Kinder sorgen. Blanche ist die Jüngste unter den Geschwistern und lässt schon früh ein ausgeprägtes Temperament erkennen. Sie ist ein sehr empathisches Mädchen, das Leid anderer Menschen bewegt sie, jede Form der Ungerechtigkeit fordert ihren rebellischen Geist heraus. In der Mädchenschule stellt sie sich gegen die Großen, um die Kleineren zu beschützen. Sie wird oft dafür bestraft. Nicht selten kommt sie mit Blutergüssen an den Knien, zerrissener Bluse und vollkommen verdreckt nach Hause. Ihre Mutter liest ihr die Leviten, vergeblich. Sie verkennt, dass die Empörung ihrer Tochter ein Geschenk ist, eine Stärke, mit der sie später aufopferungsvoll Großes vollbringen wird.

Alles, was Blanche tut, tut sie mit Leidenschaft. Als Jugendliche reitet sie, fährt Schlittschuh und Kanu, tanzt. Wo ihre Freundin

Loulou und sie sind, ist immer etwas los, wird immer gelacht. *Sie hat Anmut und Feuer* , heißt es in der Familie. »Die kleine Mondäne«, wie man sie nennt, nimmt sich, was die Genfer Gesellschaft ihr an Vergnügungen und Annehmlichkeiten zu bieten hat.

Mit siebzehn schickt ihre Mutter sie zu Verwandten nach Schottland, sie ist der Meinung, dass ein Tapetenwechsel ihrer Tochter guttun wird. Dort lernt Blanche in einem Salon Catherine kennen, »die Marschallin«, sie ist die älteste Tochter des englischen Pfarrers William Booth. Blanche hat schon einiges über diesen Mann gehört, der vielen als Erleuchteter gilt; er wolle die Welt verändern, sagt man, soziale Ungerechtigkeit abschaffen. Und weil *manche Kämpfe eine Armee erfordern* , hat er vor kurzem eine Organisation ins Leben gerufen, die nach dem Vorbild einer militärischen Struktur funktioniert. Mit Fahne, Uniform und Hierarchie, nichts fehlt. Erklärtes Ziel seiner Bewegung ist, gegen das Elend zu kämpfen, ohne Ansehen von Nationalität, Ethnie oder Religion. In England soll diese Heilsarmee losmarschieren, um von dort aus die ganze Welt zu erobern.

In dem Salon in Glasgow wendet sich die Marschallin ohne Umschweife an die Versammelten: *Und Sie? Was wollen Sie aus Ihrem Leben machen?* , fragt sie in die Runde. Aufgewühlt hört Blanche zu. Die Worte finden einen starken Widerhall in ihr, als hätte jemand sie laut und klar in eine Kathedrale hineingerufen. Es ist ein Appell. Etwas Ähnliches hat Blanche schon einmal erlebt, als sie in der Kirche den Satz hörte: *Lasse alles hinter dir, und dir wird alles gegeben* .

Alles geben. Alles hinter sich lassen. Ist sie, die kleine Mondäne, die sich so gern vergnügt, dazu überhaupt in der Lage? Ein unerwarteter Wunsch regt sich in ihr. Mit einer Kraft, die sie überrascht. Sollte das ihre Bestimmung sein? Der Sinn ihres Lebens?

Wirfst in den Staub das Edelgold
Zum Flussgestein das Feingold

Das Buch Hiob weist ihr die Richtung, in die sie gehen will … Blanche verkauft ihren Schmuck und unterstützt mit dem Erlös die Heilsarmee. Sie spürt keinerlei Bedauern dabei, sie fühlt sich, im Gegenteil, erstaunlich erleichtert. Dieser Akt markiert den Anfang ihres Engagements. Blanche hat ihren Weg nun gefunden. Die Worte von Hiob werden ihr Licht und Kompass sein, sie werden sie führen, ihr Leben lang – und darüber hinaus.

Als sie wieder zu Hause ist, verkündet Blanche ihren Entschluss, in die Armee einzutreten. Sie will sich in der *École militaire* von Paris ausbilden lassen! Ihre Mutter mahnt sie zur Vernunft: Sie weiß, wie das Leben der Heilsarmisten aussieht, Blanches ältester Bruder hat sich schließlich auch dort verpflichtet. Sie fürchtet um das Wohl ihrer Jüngsten, sollte sie sich tatsächlich in diese gefahrvolle, unsichere Existenz begeben, fernab der behüteten Umgebung, in der sie großgeworden ist. Blanche ist nicht bei guter Gesundheit, sie hat schwache Lungen. Seit ihrer Kindheit muss sie regelmäßig zur Kur. Auch der Bruder versucht, sie von ihrem Plan abzubringen, ohne Erfolg. Für Blanche steht fest, dass sie nichts anderes im Leben will, sie fühlt sich der Herausforderung gewachsen.

Sie kann sich nicht vorstellen, ihr Leben in den engen Grenzen von Heim und Herd zu verbringen. Sie sehnt sich nach anderen, weiteren Horizonten. Die Armee bietet Blanche die Möglichkeit, ihrer Berufung zu folgen, ihrem vorgezeichneten Schicksal zu entkommen. Sie lebt in einer Zeit, die jungen Frauen aus dem Bürgertum kaum Perspektiven eröffnet. Man schickt die Mädchen zur Ausbildung ins Kloster und dann in die Ehe mit einem Mann, den sie sich nicht ausgesucht haben. *Wir erziehen sie wie Heilige, dann aber geben wir sie wie Stutenfüllen preis* , schreibt George Sand, die vehement und mit lauter Stimme gegen die Heirat protestiert, die man ihr auferlegen will. Eine Frau, die arbeitet, genießt keinerlei Ansehen. Nur Witwen und Alleinstehende müssen zu diesem extremen Mittel greifen. Und es gibt wenige Möglichkeiten für sie, Geld zu verdienen, etwas anderes als

Dienstmädchen, Konfektionistin, Schauspielerin oder Prostituierte ist nicht vorgesehen.

In der Heilsarmee herrscht seit ihrer Gründung die absolute Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Frauen sind sogar in der Überzahl: Sieben von zehn Offizieren sind Offizierinnen. Sie genießen wie ihre männlichen Kollegen die Freiheit zu predigen, womit Booth für einen Aufschrei der Empörung in den Reihen anderer religiöser Institutionen gesorgt hat. Auf Versammlungen wird er nicht müde zu bekräftigen: *Meine besten Männer sind Frauen* ! Diese Durchmischung wirbelt eine Menge Staub auf, man ist schockiert. In London lacht man über die uniformierten Heilsarmistinnen mit ihren breitkrempigen Halleluja-Hüten, die sie sommers wie winters tragen. In Paris pfeift man ihnen auf der Straße hinterher, miaut oder schreit wie ein Esel, um sie daran zu hindern, in der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen. Giftige Kröten kämen ihnen aus dem Maul, heißt es. Man beschimpft sie als Männer in Röcken. Man buht sie nieder als Klamaukarmee und Weibersoldaten. Blanche macht sich nichts aus dem Gespött. Sie weiß, dass sie genauso gut predigen kann wie ein Mann. Und sie wird es beweisen.

In ihrem Umfeld stößt Blanche mit dem Wunsch, in die Heilsarmee einzutreten, auf Ablehnung. Ihre beste Freundin Loulou schreibt ihr sogar einen Brief, um ihr die Sache auszureden: *Ich bleibe dabei, dass es nicht die Rolle einer Frau ist, durch die Straßen von Paris zu laufen, eine Frau, die predigt, verhält sich ebenso widernatürlich wie ein Mann, der Strümpfe stopft. Die einzige und vornehmste Aufgabe einer Frau besteht darin, sich dem Wohl von Haus und Familie zu widmen, sie hat in aller Unauffälligkeit für das Glück ihres Mannes zu sorgen und sich ausschließlich um die Kinder zu kümmern.* Loulous Einsatz ist vergeblich. Blanche hat nicht die Absicht, ihr Leben mit dem Stopfen von Socken zu verbringen. Sie hat Besseres zu tun, als sich mit der Statistenrolle zu begnügen, die man für sie vorsieht. Sie will ins Rampenlicht, sich nützlich machen. *Etwas für das Land tun* , sagt sie. Die

Einwände der einen und die Vorbehalte der anderen verhallen im Nichts. Blanche wird Genf definitiv verlassen, um die Militärschule in Paris zu besuchen.

In dem Wohnheim in der Avenue de Laumière, wo die Rekrutinnen der Heilsarmee untergebracht sind, erfährt Blanche, was es heißt, bescheiden zu leben. Egal, auf welcher Hierarchiestufe sich die Soldatinnen befinden, sie alle kämpfen mit Müdigkeit, Kälte und Hunger. Sie halten Wache und fasten, sie leben in bitterer Armut. Nicht selten kocht Blanche Brennnesseln zum Abendessen. In England und in der Schweiz ist es den Heilsarmisten gelungen, Fuß zu fassen, doch in Frankreich wird ihnen großer Widerstand entgegengebracht. Hier herrscht eine katholische Tradition, mit Argwohn beobachtet man deshalb, wie eine Armee aus Protestanten sich ausbreiten will. Die Offiziere werden im ganzen Land verfolgt. Sie werden mit Steinen beworfen, mit Fausthieben und Fußtritten traktiert, mit kochendem Wasser übergossen. Wenn Blanche abends in die Avenue de Laumière zurückkehrt, kleben ihr faule Eier, Abfälle, das Fleisch toter Ratten an Hut und Kleid, alles, womit man sie tagsüber beworfen hat. Ein junger Soldat wurde zu Tode geprügelt, grausam gelyncht. Blanche ist entsetzt, lässt sich jedoch nicht entmutigen. Erst im Angesicht der Gefahr misst sich die Glaubwürdigkeit eines Engagements. Ihres ist echt und vollkommen intakt. Kein Zweifel, weder Kälte noch Hunger fechten es an. Es scheint ihr, dass genau darin ihr Leben besteht, in diesem Kampf, in der Bereitschaft, denen, die nichts haben, ihre Hand zu reichen.

Die Armee befriedigt all ihre Instinkte: ihr Mitgefühl für andere, die Schlimmes durchmachen, ihre Fähigkeit zur Selbstlosigkeit, ihre Bewunderung von Heldentum, ihren Sinn für Abenteuer. Die Uniform steht Blanche gut, sie ist genau auf sie zugeschnitten. Ihre Mutter wird lange auf die Rückkehr der »kleinen Mondänen« warten müssen. Sie dachte, dass der Wille ihrer Tochter durch die harten Prüfungen schnell ins Wanken geriete, sie hat sich getäuscht. In der Armee hat Blanche den Ort gefunden, wo ihre Talente Gestalt annehmen können.

Blanche löst die Verlobung mit einem jungen Kapitän, dem sie versprochen ist: Sie will keine Fesseln, keine Verbindung, die ihre Bewegungsfreiheit einschränkt. Ihre Mission ist nicht mit einer ehelichen Beziehung vereinbar. Sie nimmt sich fest vor, allein zu bleiben, wie ihre Freundin Evangeline, die jüngste der Booth-Töchter, die sie in der Armee kennengelernt hat. Eine Freundschaft fürs Leben. Die beiden jungen Frauen schwören einander, das Zölibat zu wahren, um der Organisation besser dienen zu können. Wie zwei Nonnen im Kriegsgewand. Zwei Soldatinnen.

Doch dann kommt es zu einer Begegnung, die Blanches festen Vorsatz erschüttert.

Er heißt Albin.

Er ist neunzehn Jahre alt, und sein Lächeln lässt einen jeden Schwur der Welt brechen.

4
Paris, heute

Ein Telefonat würde ausreichen, um alles rückgängig zu machen. Solène muss Léonard nur anrufen und ihm mitteilen, dass sie sich nun doch anders entschieden hat. Dass sie ihre Arbeit in der Kanzlei wieder in Vollzeit aufnimmt. Lügen kann sie gut – das hat sie schließlich über Jahre hinweg getan. Doch irgendetwas hält sie zurück. Würde sie damit nicht bloß in ihrer Komfortzone verharren und den Weg des geringsten Widerstands gehen? Sie schaut sich in ihrer aufgeräumten, sauberen Wohnung um, ein goldener Käfig, in dem sie verkümmert. Vielleicht täte es ihr gut, wenn sie einmal alles auf den Kopf stellen und sich jenseits der abgesteckten Pfade bewegen würde? Sie ist immer der vorgezeichneten geraden Linie gefolgt, wäre es nicht an der Zeit, mal davon abzuweichen?

Ein Haus für Frauen, die in Schwierigkeiten sind. Sie hat niemals einen Fuß in eine solche Einrichtung gesetzt. Wer weiß, was sie dort erwartet? Kriminelle, Obdachlose, Ausgestoßene, geschlagene Frauen, Prostituierte … Sie hat Angst, dafür nicht stark genug zu sein. Sie ist weit weg von jeglichem sozialen Elend großgeworden, in einem behüteten Umfeld. In der Kanzlei hatte sie mit Finanzhaien zu tun. Ganoven, ja, aber im Cifonelli-Anzug. Vor echter Not war sie bisher bewahrt. Der begegnet sie nur in Zeitungen, in Fernsehreportagen. Sie beobachtet sie aus der Ferne, von der sicheren Seite aus. Wie jedem ist ihr der Begriff »Prekariat« natürlich geläufig, er ist in den Medien allgegenwärtig, aber sie hat sich nie direkt, in der Realität, damit auseinandersetzen müssen. Ihre Erfahrung mit Armut beschränkt sich auf die junge Obdachlose vor der Bäckerei, die um ein paar Münzen oder ein Stück Brot bettelt. Ob es schneit, regnet oder

windet, sie sitzt dort verlässlich mit ihrem Geldbecher. Solène sieht sie jeden Morgen. Doch sie ist noch nie bei ihr stehen geblieben. Nicht aus Verachtung oder Gleichgültigkeit, eher aus Gewohnheit. Armut gehört zum Bild dazu, so ist es nun mal. Sie wird akzeptiert als unabänderliches Detail der städtischen Landschaft. Ob man der Frau eine Münze gibt oder nicht, sie wird am nächsten Morgen wieder dort sitzen, was nützt es also? Die Verantwortung des Einzelnen löst sich in der Verantwortung der Gesellschaft auf. Es ist wissenschaftlich nachgewiesen: Je zahlreicher die Zeugen eines Überfalls sind, desto seltener greift jemand ein. Genauso ist es mit der Armut. Solène ist nicht egoistisch, sie verhält sich wie Millionen anderer Männer und Frauen, die es eilig haben, die durch die Straßen der Hauptstadt laufen, ohne nach links oder rechts zu sehen. Jeder für sich, und Gott für alle – sofern es Gott gibt.

Trotz der Tabletten verbringt sie eine unruhige Nacht. Die Leiterin des Wohnheims will sich am nächsten Tag mit ihr treffen. Nachdem sie alle Ausreden, die sie erfinden könnte, um sich aus der Affäre zu ziehen, im Kopf durchgegangen ist, trifft Solène eine Entscheidung. Sie wird hingehen. Zumindest hätte sie es dann versucht. Wenn ihr der Ort zu trist, zu deprimierend ist, wird sie Léonard anrufen und den Job absagen. Sie befindet sich gerade erst auf dem Weg der Besserung. Das Ehrenamt sollte eine Therapie sein, keine Strafe.

Sie kommt zu früh zu der Verabredung, wie immer. Ein alter Reflex aus Kanzleizeiten. *Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige.* Eifrige Schülerin, die sie ist, hat sie sich immer an diese Redensart gehalten. Aber allmählich hat sie die Nase voll davon, immer das brave, perfekte Mädchen zu sein. Sie würde am liebsten sofort abhauen, den Termin mit der Heimleiterin sausen lassen, sich nicht dafür entschuldigen, sich wenigstens ein Mal in ihrem Leben ungehobelt und schlecht erzogen zeigen. Und sich darum nicht weiter scheren.

Natürlich tut sie nichts dergleichen. Sie setzt sich in ein Café in der Nähe und bestellt einen Tee – sie hat heute Morgen nichts runterbekommen, weil ihre Kehle wie zugeschnürt war. Sie schaut sich um, dabei wird ihr bewusst, dass sie sich in einem der Bistros befindet, die es durch die Attentate am 13 . November 2015 zu trauriger Berühmtheit gebracht haben. Fünfundzwanzig Opfer, die, wie sie, hier saßen und etwas getrunken haben. Der Gedanke lässt Solène schaudern. Sie denkt an den Inhaber des Cafés, an seine Gäste, seine Stammkunden. Wie schaffen sie es, weiterzuleben? Sie beobachtet die Menschen auf der Terrasse, den Ausdruck auf ihren Gesichtern. Sie fühlt sich ihnen auf seltsame Weise nah. Ob sie sich auch als fragil und unsicher empfinden? Haben sie ihre Lebensfreude wiedergefunden, eine Sorglosigkeit und Selbstverständlichkeit im Alltag? Oder sind diese Gefühle unwiederbringlich verloren? Solène denkt über die Zukunft nach. Wie wird die wohl aussehen? Hat sie überhaupt eine? Im Augenblick hat sie den Eindruck, dass alles in der Schwebe ist, nicht greifbar. Ein paar Stunden pro Woche wird sie sich ehrenamtlich betätigen, und dann? Ihr wird schwindlig. Zumindest kann sie mit ihren Ersparnissen noch eine Weile über die Runden kommen.

Es ist Zeit aufzubrechen. Solène legt ein paar Münzen auf den Tresen, überquert die Straße und findet sich vor einem riesigen Gebäude wieder. Das Wohnheim ist viel größer, als sie dachte – sie hatte sich auf einen mehr oder weniger heruntergekommenen Kasten im Hinterhof eingestellt. Stattdessen steht sie vor einem fünfstöckigen Bau, der sehr prominent an einer Kreuzung steht. Ein breiter, halbrunder Frontgiebel überragt das Eingangsportal. An der Fassade sind zwei Bronzetafeln angebracht. Neugierig tritt Solène näher. Das Bauwerk wurde Anfang des 19 . Jahrhunderts errichtet. Es ist als historisches Monument ausgewiesen, als »Palast der Frau«. Seltsamer Name. Er suggeriert etwas Prunkvolles, man denkt an die Residenz einer Königin. Nicht an eine Einrichtung für Frauen in Not.

Solène erklimmt die Stufen zum Eingang. Eine Tür ist den Bewohnerinnen vorbehalten. Neben einer zweiten befindet sich

eine Klingel mit dem Schild »Besucher«. Solène drückt auf den Knopf und wird in den Palast hineingelassen.

Am Empfang sitzt eine junge Angestellte hinter einem großen Resopaltresen, vertieft in ihre Arbeit. Sie bittet Solène, Platz zu nehmen und sich ein wenig zu gedulden. Im Wartebereich allerdings hat sich eine Frau ausgebreitet, vollkommen erschöpft, umringt von unzähligen Tragetaschen. Trotz der Geräuschkulisse schläft sie tief und fest. Als hätte sie eine tausendjährige Reise hinter sich. Solène hat Angst, sie aufzuwecken, wenn sie sich neben sie setzt. Also bleibt sie stehen, sie fühlt sich wohler damit.

Die Begrüßung der Heimleiterin reißt sie aus ihren Gedanken. Solène hatte sich eine ältere Dame vorgestellt – vor ihr steht eine Frau um die vierzig, wie sie selbst, mit kurzen Haaren und festem Händedruck. Sie bittet Solène, ihr in den Gemeinschaftssaal des Wohnheims zu folgen, einen großen, hellen Raum, der mit Pflanzen, Korbsesseln und einem Flügel ausgestattet ist. Durch ein spitz zulaufendes Glasdach fällt Tageslicht. Ein einladender, gemütlicher Ort. Das Herzstück des Palastes, bemerkt die Leiterin. Ein Treffpunkt für die Bewohnerinnen, um sich zu unterhalten. Ein paar Veranstaltungen finden hier ebenfalls statt. Sie rät Solène, sich in diesem Raum ihren Arbeitsplatz einzurichten, so sei sie greifbarer für alle als in einem geschlossenen Büro. Dann schlägt sie vor, die übrigen gemeinschaftlich genutzten Räume zu besichtigen – die Wohnbereiche der Frauen sind strikt privat und nicht zugänglich. Auf dem Weg zur Turnhalle kommt ihnen eine junge Frau in Neonpulli und ausgewaschener Jeans hinterher. Verzweifelt wendet sie sich an die Leiterin. So kann das nicht weitergehen, die Tatas haben schon wieder bis Mitternacht Krach gemacht! Sie möchte in ein anderes Stockwerk ziehen, sie hält das nicht mehr aus! Die Gesichtszüge der jungen Frau sind müde, sie wirkt trotzig. Die Leiterin sagt, dass sie gerade keine Zeit habe, verspricht aber, mit den Tatas zu reden. Was die Zuordnung der Zimmer angeht, darüber hätten sie ja schon gesprochen, Cynthia kenne doch die Vorschriften. Murrend entfernt Cynthia sich. Die Leiterin entschuldigt sich bei Solène, dass sie diesem

vertraulichen Gespräch beiwohnen musste. Manche der Frauen kommen nicht gut zurecht mit der Heimsituation, erklärt sie. Man ist hier mit den unterschiedlichsten Persönlichkeiten konfrontiert, muss Konflikte beilegen. Die kulturellen Differenzen und das Zusammenleben auf engem Raum sorgen für Spannungen. Die Palastbewohnerinnen bringen alle eine eigene Geschichte mit. Oft haben sie mit ihrem Umfeld, ihrer Familie gebrochen. Sie brauchen Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen, wieder einen Platz in der Gesellschaft zu finden. Theoretisch ist es eine schöne Idee, in dieser Phase in einer Wohngemeinschaft aufgehoben zu sein, in der Praxis erweist sich das manchmal als schwierig.

Sie betreten die geräumige Turnhalle, die um diese Uhrzeit leer ist. An den frisch gestrichenen Wänden hängen Spiegel, wie in einem Ballsaal. Im hinteren Teil befinden sich nagelneue Sportgeräte. Schon lange hat Solène keine Turnhalle mehr von innen gesehen. Früher hat sie sich immer fit gehalten, sie hatte sogar ein Abonnement im Fitnessstudio ihres Viertels, das sie allerdings schnell wieder drangeben musste – die Arbeit in der Kanzlei hat auch diese Stunden verschlungen. Anschließend geht es in die Bibliothek, auch dieser Raum ist groß, es stehen jedoch nur wenige Regale mit Büchern darin. *Wir haben Schwierigkeiten, die Bewohnerinnen zum Lesen zu animieren* , gesteht die Leiterin. Die Frauen, die ein bisschen lesen, kann man an einer Hand abzählen, die anderen lesen gar nicht. Ein Grund dafür ist die sprachliche Barriere – einige sprechen zu schlecht Französisch. Zweimal in der Woche bieten wir deshalb Sprachkurse an.

Sie durchqueren einen Musiksaal, in dem zwei Klaviere stehen, besichtigen verschiedene Tagungsräume und einen alten Teesalon, bis sie schließlich in einen Saal mit spektakulären Ausmaßen gelangen. Lange war hier ein sehr gut besuchtes Restaurant untergebracht, erklärt die Leiterin. Eine beliebte Anlaufstelle für das ganze Viertel. Heute organisieren wir hier nur noch unser alljährliches Weihnachtsessen. Den Rest des Jahres vermieten wir diesen Raum für größere Veranstaltungen. Manche Modelabels nutzen ihn für ihren Ausverkauf. Auch die Fashion Week präsentiert hier neue Kollektionen. Solène ist verwundert. Ist

es nicht ein bisschen ungewöhnlich, die großen Modemacher an einen Ort zu holen, wo Frauen leben, die kaum etwas zum Anziehen haben? Die Leiterin lächelt. *Ich kann Ihre Reaktion gut nachvollziehen* , sagt sie, *aber manche Labels lassen sich darauf ein, alles, was sie nicht verkauft haben, zu geringen Preisen abzugeben. Davon abgesehen finden die Bewohnerinnen es toll, sich die Modenschauen ansehen zu können. Und es ist eine Gelegenheit, das Haus der Frauen zu öffnen. Die wirkliche Durchmischung besteht ja nicht nur darin, Kulturen und Traditionen zusammenzuführen, das passiert hier sowieso. Sondern darin, das Leben da draußen in den Palast zu holen.*

Die Organisation des Wohnheims ist komplex , fährt sie fort. In dem Gebäude sind mehrere Einheiten untergebracht. Die reguläre Wohneinheit umfasst dreihundertfünfzig Einzimmerapartments, die mit Bad und Toilette ausgestattet sind – manche auch mit einer eigenen Kochnische, ansonsten steht eine Gemeinschaftsküche zur Verfügung. In diesen Apartments wohnen alleinstehende Frauen, die Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe beziehen und eine moderate Miete zahlen. Daneben gibt es das Zentrum für Unterkunft und Stabilisierung, das für Notfälle zuständig ist. Hier müssen keine Aufnahmebedingungen erfüllt werden, die Hilfesuchenden sind Menschen, die sich in einer »ungeregelten Aufenthaltssituation« befinden, sprich keine Papiere haben. Meistens sind es Frauen mit Kindern. Etwa vierzig Zimmer hält das Zentrum für Migranten bereit. Wo sie herkommen, ist stark vom politischen Kontext abhängig – im Augenblick nehmen wir viele Menschen aus Subsahara-Afrika auf, aus Eritrea und dem Sudan. Schließlich gibt es seit kurzem auch noch eine kleine Pension mit ungefähr zwanzig Unterkünften für Paare und Familien.

Im Ganzen beherbergt die Einrichtung mehr als vierhundert Menschen. Hinzu kommen die siebenundfünfzig Angestellten: Sozialarbeiter, Erzieher, Reinigungskräfte, Verwaltungsangestellte, Buchhalter und Techniker. Solène ist beeindruckt. Dieser Ort ist eine Art Babylonischer Turm, hier mischen sich alle Religionen, alle Sprachen, alle Traditionen. Das Nebeneinander funktioniert nicht immer reibungslos, sagt die Leiterin. Vierhundert Frauen

machen Lärm. Sie unterhalten sich, klatschen, singen, schreien. Manchmal prügeln sie sich auch. Sie beschimpfen und versöhnen sich wieder. Die Anwohner ringsum fühlen sich dadurch oft gestört. Die Besitzer des Hauses nebenan geben regelmäßig Beschwerdebriefe am Empfang ab. Sie tut, was sie kann, um die Situation zu entspannen. Manche Anwohner gewöhnen sich an den Lärm. Andere ziehen weg aus der Gegend.

Es ist sicher nicht das Paradies, sagt die Leiterin, als sie Solène zum Ausgang begleitet, aber die Frauen haben immerhin ein Dach über dem Kopf. Im Palast sind sie in Sicherheit. Im Durchschnitt bleiben sie drei Jahre, manche sind auch schon ein bisschen länger da. Eine der Frauen lebt seit fünfundzwanzig Jahren hier. Sie sagt, sie sei noch nicht bereit zu gehen. Sie fühlt sich hinter diesen Mauern beschützt.

Als Solène das Wohnheim verlässt, ist sie beruhigt. Der Ort ist angenehmer, als sie ihn sich ausgemalt hatte. Er ist hell, lebendig. Sich dort eine Stunde pro Woche ehrenamtlich zu betätigen ist vielleicht doch gar nicht so schlimm. Sie wird ein paar Briefe verfassen, das ist alles. Dann kann sie ihrem Psychiater sagen: »Ich hab’s versucht.« Die Übung wird ihr weniger schwerfallen als gedacht.

Beinahe beschwingt kehrt sie in ihre Wohnung zurück. An diesem Abend schläft sie ohne Medikamente ein.

Aber die Wahrheit ist, sie hat keine Ahnung, was sie erwartet.

5

Es ist so weit. Solènes erster Tag als öffentlicher Schreiber im Palast ist gekommen. Es war der Vorschlag der Leiterin, ihre Sprechstunde auf Donnerstagabend zu legen. Nach dem Zumba-Workshop am Nachmittag. An den anderen Abenden stehen zahlreiche Freizeitaktivitäten auf dem Programm, Malerei-, Gymnastik-, Englisch- und Französischkurse, Gesangsunterricht, Yogastunden, Informatikkurse. Donnerstags wird nichts angeboten, da gibt es eine Lücke, sagt sie.

Ich muss in meinem Kalender nachsehen, hört Solène sich spontan antworten, wie in alten Kanzleizeiten. Dann aber besinnt sie sich. Donnerstag, ja, das passt gut. Sie verliert kein Wort darüber, dass sie nichts anderes vorhat, dass sie ihre Tage und Wochen mit vollkommenem Nichtstun füllt. Um glaubwürdig zu sein, muss man beschäftigt wirken, das weiß jeder.

Sie ist früh am Morgen aufgewacht, nervös bei dem Gedanken, dass sie ihren ersten Einsatz ganz allein bewältigen muss. Das Einzige, was Léonard ihr mit auf den Weg gegeben hat, war ein fröhliches »Alles wird gut!«. Sein zwanghafter Optimismus geht ihr auf den Wecker. Sie hat sich nicht getraut, ihm zu sagen, dass sie nicht sicher ist, der Sache gewachsen zu sein. Das Treffen mit der Leiterin hat sie in einer Hinsicht zwar beruhigt: Das Haus der Frauen ist kein schäbiger Ort. Aber ihre Sorge, was den Kontakt mit den Bewohnerinnen angeht, konnte sie nicht abschütteln. Die Leiterin hat sie vorgewarnt, dass die Frauen sich am Anfang möglicherweise reserviert zeigen. Das Bild, das sie von ihnen gezeichnet hat, war nicht gerade schmeichelhaft. Sie wollte sie damit nicht verschrecken, sondern lediglich vorbereiten. Einige Frauen sind schwerkrank, haben Alkohol- oder Drogenprobleme, andere sind hoch verschuldet. Manche haben als Prostituierte

gearbeitet oder sind straffällig geworden und befinden sich im Wiedereingliederungsprozess, andere haben eine Behinderung. Hinzu kommen diejenigen, die einen schwierigen Migrationshintergrund mitbringen. Alle haben eine prekäre Lebenssituation durchgemacht. Jede von ihnen kennt Gewalt und Gleichgültigkeit. Alle bewegen sich am Rande der Gesellschaft.

Wie immer ist Solène überpünktlich. Sie drückt den Klingelknopf neben dem »Besucher«-Schild – und schon ist sie im Palast. In dem großen Gemeinschaftssaal ist nicht viel los um diese Zeit. Eine kleine Gruppe Afrikanerinnen hat es sich auf den Korbstühlen bequem gemacht, sie trinken Tee. In einer anderen Ecke unterhält sich ein Paar in einer Sprache, die Solène nicht versteht – Wolof oder Suaheli. Ein Kleinkind ist bei ihnen, vielleicht ein Jahr alt, unsicher tapst es auf Socken über die Keramikfliesen.

Solène weiß nicht recht, wo sie sich hinsetzen soll. Schließlich entscheidet sie sich für einen Tisch, an dem zwei Stühle stehen, und holt einen Block und ihr schickes MacBook hervor. Sie hält kurz inne, schämt sich plötzlich, das Gerät hier auszupacken. Laptops und Computer sind Symbole für Wohlstand – laut einer amerikanischen Studie, die sie neulich gelesen hat, lässt sich das Einkommen eines Menschen angeblich schon am Modell seines Smartphones ablesen. Wie taktlos von ihr, vor den Bewohnerinnen des Palastes gleich als Erstes ihren Lebensstandard auszubreiten. Warum hat sie daran nicht vorher gedacht? Sie widersteht der Versuchung, alles wieder einzupacken und sich irgendwohin zu verkriechen, wo keiner sie sieht. Zu spät. Ihre Sprechstunde hat begonnen.

Die Afrikanerinnen mustern sie kühl. Sie scheinen sich zu fragen, was sie mit ihrem MacBook und ihrem Markentäschchen hier verloren hat. Ein paar Frauen betreten den Saal, schauen gleichgültig zu ihr herüber. Solène wagt nicht, sie anzusprechen und sich vorzustellen. Die Türen des Aufzugs öffnen sich, eine mit lauter Taschen behängte Frau tritt heraus, es ist die Schlafende aus dem Wartebereich, die Solène bei ihrem ersten Besuch gesehen hat. Die Frau ist genauso schwer beladen wie neulich, ihr

Blick wandert suchend durch den Raum. Das ist eine Kandidatin für mich, denkt Solène, ihr Puls beschleunigt sich … Aber, nein. Die Frau lässt sich auf eine Sitzbank fallen, verteilt die Taschen um sich herum und streckt sich aus. Kaum hat sie die Augen geschlossen, ist sie auch schon eingeschlafen.

Solène ist verunsichert. Die Zeit vergeht, und niemand meldet sich bei ihr. Sie betrachtet die Reliefbilder an den Wänden. Dann die Keramikfliesen am Boden, die ein seltsames Zeichen bilden, ein großes S mit zwei Schwertern, das sich um ein Kreuz schlingt, darüber ist eine Krone zu erkennen, darunter der Schriftzug *Heilsarmee* . Als Solène wieder hochblickt, fällt ihr eine Frau mit kurzem grauen Haar auf, die sie bisher nicht wahrgenommen hat. Sie sitzt hinter einer Pflanze und strickt, eine zierliche, sehr diskrete Person mit einer kleinen Brille auf der Nase. Sie ist völlig vertieft in ihr Werk. Ihre Nadeln klappern, ohne dass sie dabei eine Miene verzieht – seltsam, schießt es Solène durch den Kopf, wie eine Pappfigur. Die Frau wirkt völlig abgeschnitten von der Welt, die sie umgibt.

Solène beginnt sich zu fragen, warum sie eigentlich hier ist. Die Leiterin wollte die Bewohnerinnen über ihr Kommen informieren. Das scheint nicht passiert zu sein. Oder aber den Frauen ist es egal. Sie hatte sich ihren Empfang anders vorgestellt. Was für eine Zeitverschwendung! Niemand braucht ihre Unterstützung.

Eine Frau, bepackt mit Einkaufstüten, deren Haut so schwarz wie Ebenholz ist, betritt den Gemeinschaftssaal. Sie macht Halt bei den Teetrinkerinnen, wechselt ein paar Worte mit ihnen, geht weiter. Ein kleines Mädchen, es mag fünf Jahre alt sein, trottet ihr hinterher, in der Hand eine Tüte mit Haribos. Das Haar der Kleinen ist zu unzähligen Zöpfchen geflochten, an deren Enden bunte Perlen leuchten. Sie hat pechschwarze Augen. Als sie Solène entdeckt, hält sie erstaunt inne – fast könnte man meinen, dass sie die Einzige ist, die ihre Anwesenheit bemerkt. Vorsichtig tritt das Mädchen näher, starrt Solène unverwandt von Kopf bis Fuß an, ihren Mantel, das MacBook, das aufgeklappt vor ihr steht. Dann streckt es sein Ärmchen aus und hält ihr ein angekautes Haribo hin. Solène weiß nicht, wie sie reagieren soll, sie schwankt

zwischen Verblüffung und Heiterkeit. Nachdem die Kleine ihr Geschenk losgeworden ist, läuft sie zu ihrer Mutter, die beiden verschwinden im Aufzug. Verwirrt betrachtet Solène die Süßigkeit in ihrer Hand. Sie überlegt, sie in den Mülleimer zu werfen, bleibt dann aber sitzen. Es ist schließlich ein Geschenk. Ein Willkommensgruß. Sie holt ein Taschentuch hervor und verstaut das Haribo in ihrer Manteltasche.

Die Wanduhr zeigt sieben Uhr an. Ihre Sprechstunde ist verstrichen, ohne dass eine der Frauen sie angesprochen hätte. Solène seufzt. Null Punkte. Enttäuscht klappt sie ihren Rechner zu und steckt den Notizblock in ihre Tasche. Das ist also das Ehrenamt, das ihr wieder auf die Beine helfen soll? Was für ein Witz … Sie will sich gerade erheben, als eine ältere Frau auftaucht, die einen Einkaufstrolley hinter sich herzieht. Sie steuert direkt auf Solène zu. *Sind Sie diejenige, die hier Briefe vorliest?* Ohne Umschweife wirft sie ihr die Frage zu, wie einem Hund einen Knochen. Sie hat einen starken Akzent – slawisch oder rumänisch. *Ich bin eigentlich hier, um Briefe aufzusetzen* , gibt Solène überrascht zurück, *aber klar, ich kann auch Briefe vorlesen* … Die Frau öffnet ihren Trolley, zum Vorschein kommt ein Durcheinander aus Umschlägen, Postkarten und Prospekten. Ihr Wägelchen ist randvoll damit. Sie kippt den kompletten Inhalt vor Solène auf den Tisch. *Lies mir das vor. Bitte.*

Solène starrt fassungslos auf den Haufen vor ihr. *Das schaffe ich nicht … also nicht alles … Ich kann Ihnen die Postkarten vorlesen, wenn Sie wollen …* Sie zieht hilflos ein paar Karten aus dem Berg Papier. Sie sind alle mit denselben kyrillischen Schriftzügen versehen. Aufmerksam betrachtet Solène die Briefmarken – sie stammen aus Serbien. Vermutlich handelt es sich um Grüße eines Angehörigen oder eines Freundes. *Tut mir leid, ich spreche diese Sprache nicht* , gesteht sie der Frau. Die Serbin nimmt die Karten und legt sie in den Einkaufswagen. Dann reicht sie Solène ein amtliches Schreiben. Man bittet die Adressatin um die Vorlage einer Bescheinigung, damit ihre Sozialhilfe angewiesen werden kann. Solène versucht der Frau zu erklären, worum es geht, doch sie hört nur mit halbem Ohr hin und

lässt auch diesen Brief in ihrem Trolley verschwinden. Das Spiel wiederholt sich beim nächsten Brief, der Mahnung eines Mobilfunkanbieters, der damit droht, den Anschluss zu sperren, sollte die Rechnung nicht binnen eines Monats beglichen sein. Die Nachricht stammt aus dem Vorjahr … Solène schlägt vor, dass sie aufschreibt, welche Papiere an wen geschickt und welche Summen an wen gezahlt werden müssen. Doch ihre Gesprächspartnerin winkt ab. *Ich hab das im Kopf* , sagt sie und tippt sich an die Stirn. Solène kämpft sich tapfer weiter, öffnet Dutzende Umschläge und liest, da die Frau darauf besteht, alle möglichen Werbeprospekte vor. Es handelt sich um Angebote für Brillen, Fensterläden, Smartphones, DVD -Spieler, Alarmanlagen, Kleidung, Parfüms, Spielzeug – Rabattaktionen von allen Kaufhäusern der Stadt. Unzählige Broschüren, völlig austauschbar, ohne Interesse.

Irgendwann sieht Solène unauffällig zur Wanduhr hinüber, zwei Stunden sind vergangen. Sie ist fix und fertig. Der Gemeinschaftssaal hat sich inzwischen geleert, die Teetrinkerinnen sind fort, ebenso die Strickerin. Die Serbin hingegen sitzt geduldig da, und nichts deutet darauf hin, dass sie in absehbarer Zeit die Lust am Zuhören verlieren könnte. *Lassen Sie uns ein anderes Mal weitermachen* , sagt Solène schließlich, *ich muss jetzt los* . Die Frau nickt stumm, sie protestiert nicht. Sie schiebt die Briefe und Prospekte zusammen, die gelesenen wie die ungelesenen, und verstaut alles wieder in ihrem Trolley. Dann steht sie auf und geht, ohne sich zu bedanken. Ein wenig gekränkt zieht Solène sich ihren Mantel über. Was für ein seltsamer Abend, denkt sie auf dem Weg zum Ausgang, so hatte sie sich ihren ersten Tag nicht vorgestellt. Aber zumindest habe ich einem Menschen helfen können, überlegt sie, um dem Ganzen etwas Positives abzugewinnen.

Als sie den Ausgang fast erreicht hat, entdeckt sie im Foyer die Serbin, eifrig damit beschäftigt, den Inhalt ihres Einkaufswagens in einen Mülleimer zu kippen. Ungläubig beobachtet Solène die Szene.

Es ist neun Uhr abends. Ihre erste Sprechstunde im Palast liegt hinter ihr.

6

Wozu?

Warum sollte ich dort wieder hingehen?

Léonard hat Solène angerufen, um sich zu erkundigen, wie ihr erster Einsatz im Palast gelaufen ist. Sie antwortet gereizt. Es war die reinste Zeitverschwendung! Die Frauen brauchen keinen öffentlichen Schreiber. Sie sind mit anderen Dingen beschäftigt, trinken Tee oder stricken Pullis. Sie haben Solène vollkommen ignoriert, sie kam sich geradezu lächerlich vor, nein, schlimmer: nutzlos. Und dann die Serbin, sie hatte wirklich geglaubt, der alten Frau zu helfen, bis sie die Sinnlosigkeit des Unterfangens erkennen musste.

Jemandem seine Zeit schenken, schöne Idee … Nur muss dieser Jemand auch etwas damit anfangen können! Die Sache war ein Schlag ins Wasser. Solène hat keine Lust, noch einmal diese Erfahrung zu machen. Sie wird nicht wieder hingehen. Es hat keinen Zweck, darauf zu beharren.

Am anderen Ende der Leitung bleibt Léonard ruhig und gelassen. Er versteht ihre Enttäuschung. Er hat im Rathaus, wo sie ihn anfangs hingeschickt hatten, auch erst mal einen Dämpfer bekommen. Solène darf deswegen nicht gleich aufstecken. Die Frauen im Palast sind kühl und misstrauisch, mag sein, aber das macht die Aufgabe doch zu einer echten Herausforderung! Sie muss um das Vertrauen der Bewohnerinnen kämpfen, sie für sich gewinnen. Das wird seine Zeit dauern, aber er ist sich sicher, dass es ihr gelingen wird. Er bittet sie, dem Palast eine zweite Chance zu geben.

Sein Einlenken stimmt Solène nicht versöhnlich, im Gegenteil, sie regt sich nur noch mehr auf. Sie wird sich ganz sicher nicht vor diesen Frauen auf die Knie werfen. Das wird nicht passieren. Es

tut ihr leid, sie hat sich geirrt. Sie ist offenbar nicht geeignet für diesen Job, die Mission ist gescheitert, basta.

Mit diesen Worten beendet sie das Gespräch. Sie hat nicht die Absicht, sich ein zweites Mal in eine Situation zu begeben, die ihr nicht behagt. Léonards unerschütterliche Zuversicht macht sie wahnsinnig. Diese Naivität, immer anzunehmen, dass alles gutgehen wird. Nein, es geht eben nicht immer alles gut. Die Erde dreht sich nicht so, wie sie sollte. Den Frauen im Heim fehlt es an allem, an Geld, an Zuneigung, an Bindungen, an Bildung. Sie selbst lebt in einer schicken Wohnung, hat drei randvolle Sparbücher und ist todunglücklich. Ohne Tabletten kommt sie nicht über den Tag. Deshalb, nein, sie will diesen Unsinn nicht mehr hören, nichts läuft gut. Die Welt ist schlecht, das ist die Wahrheit.

Sie hat keine Lust, Léonard klein beizugeben. Ihr Leben lang hat sie gemacht, was andere von ihr erwarteten. Sie ist Anwältin geworden, um es ihren Eltern recht zu machen. Für Jérémy hat sie ihren Kinderwunsch unterdrückt. Es ist an der Zeit, dass sie ihren eigenen Weg geht, dass sie sich auf das konzentriert, was sie selbst will. Dass sie endlich lernt, nein zu sagen.

Ihren eigenen Weg gehen, ja, genau, aber welchen? Auch mit vierzig hat Solène nicht das Gefühl, wirklich zu wissen, wer sie ist. Sie hat sich einen Termin bei ihrem Psychiater besorgt, will ihm sagen, dass sie es versucht hat, dass ein Ehrenamt aber wohl nicht das Richtige für sie ist. Vielleicht hat er einen anderen Rat – oder andere Pillen.

Sie schlüpft in ihren Mantel, greift mechanisch in die Seitentasche, wo sich immer noch das Taschentuch mit dem angekauten Haribo befindet. Solène bringt es nicht übers Herz, das Geschenk des kleinen Mädchens wegzuschmeißen, und verstaut es in einem leeren Marmeladenglas. Die Geste des Kindes hat sie mehr berührt, als sie sich eingestehen will. Sie erinnert sich an den Blick der Kleinen. Irgendetwas hatte sie an sich, das Solène nicht loslässt. Was hat sie in dieses Frauenwohnheim geführt? Womit verbringt sie ihre Tage? Ist sie schon lange da? Woher kommt sie? Was hat sie erlebt? Wovor ist sie geflohen?

Solène gehen die Worte durch den Kopf, mit denen Léonard das Telefonat beendet hat. Sie möge *dem Palast eine zweite Chance geben* . Ihre Wut ist plötzlich verflogen. Mit einem Mal überwiegt ihre Neugier, sie will mehr wissen. Léonard sprach von einer *echten Herausforderung* … Im Grunde hat Solène am nächsten Donnerstag nichts vor. Eine zweite Chance gegen ein Haribo, ein fairer Deal. Solène zieht ihr Handy hervor und schickt Léonard eine SMS , die aus nur zwei Buchstaben besteht: *OK* .

Als Solène in der Woche darauf in den Palast zurückkehrt, sitzt die kleine Gruppe Afrikanerinnen exakt am selben Platz wie am Donnerstag zuvor. Sie trinken Tee und mustern Solène genauso kühl wie beim ersten Mal. Solène zögert. Sie sammelt sich kurz, dann geht sie auf die Frauen zu, um sie zu begrüßen. Mit betont fester Stimme erklärt sie, dass sie als öffentlicher Schreiber hier sei, einmal pro Woche komme sie her. Wenn die eine oder andere von ihnen Hilfe beim Verfassen eines Briefes oder offiziellen Schreibens benötige, stehe sie sehr gern zur Verfügung.

Keine Reaktion. Solène fragt sich, ob die Frauen mitbekommen haben, was sie gesagt hat. Sie wechseln ein paar Worte in einer Sprache, die Solène nicht versteht, nicken einmütig. Dann nehmen sie den Faden ihrer Unterhaltung wieder auf, als sei nichts gewesen.

Unschlüssig bleibt Solène bei ihnen stehen. Zumindest das wäre geschafft. Sie hat sich vorgestellt. Nach einem Moment des Wartens entfernt sie sich von der Gruppe, steuert die freien Tische in der Mitte des Raums an. Sie wird sich diesmal nicht in die Ecke ganz hinten verkriechen, sondern da Posten beziehen, wo jeder sie sehen kann. Man muss sich *seinen Platz suchen* , hat Léonard gesagt, den *Raum einnehmen. Durchsetzungsvermögen demonstrieren.* Solène hat solche Phrasen zuhauf in der Kanzlei gehört. Sie hat gelernt, vor Gericht sicher aufzutreten, sich durch einen Mandanten nicht vom Kurs abbringen zu lassen. Aber diese Erfahrung bringt sie im Augenblick kein Stück weiter. An diesem Ort gelten andere Regeln. Regeln, die neu erfunden werden müssen.

Gerade als sie es sich bequem machen will, fällt ihr die zarte Silhouette der Strickerin ins Auge, sie sitzt, wie gehabt, neben der Pflanze. Ihre Hände bewegen sich flink. Sie arbeitet an einem neuen Stück – es sieht aus wie ein Babyjäckchen. Solène überlegt, sie anzusprechen. Allerdings hat die Frau bisher nicht einmal aufgeschaut. Ihre Miene ist undurchdringlich, beinahe zur Maske erstarrt. Nicht gerade einladend, findet Solène. Und da sie schon eine kalte Dusche mit den Afrikanerinnen erlebt hat, kann sie für den Moment auf eine weitere Demütigung gut verzichten.

Sie nimmt also Platz und lässt den Gedanken an eine Annäherung fallen, als sich eine der Teetrinkerinnen aus der Korbstuhlrunde erhebt. Die Frau schreitet durch den Saal, baut sich vor Solène auf und holt einen zusammengeknüllten Kassenzettel aus ihrer Tasche. In einwandfreiem Französisch erläutert sie, dass sie jeden Tag im Supermarkt um die Ecke einkaufen geht. Gestern habe sich der Kassierer um zwei Euro vertan – die Joghurts waren nämlich im Angebot gewesen. Da großes Gedränge herrschte, habe sich der Mann geweigert, ihr das Geld zurückzuerstatten. Sie würde gern einen Beschwerdebrief an die Geschäftsleitung schreiben.

Solène sieht die Frau wortlos an, fragt sich, ob das ein Scherz sein soll. Wollen die Teetrinkerin und ihre Freundinnen sie auf die Probe stellen? Oder einfach nur schikanieren? Eine Beschwerde wegen zwei Euro … Nach Abzug der Kosten für Briefmarke, Tinte und Papier wäre davon nicht mehr viel übrig.

Solène will gerade zu einer Antwort anheben, da fügt die Frau hinzu, als hätte sie ihre Gedanken gelesen: *Ich verdiene fünfhundertfünfzig Euro im Monat. Wenn ich die Miete hier gezahlt habe und alle Rechnungen, bleibt mir nicht viel zum Leben.* Solène zuckt zusammen. Es geht hier nicht um eine Lappalie. Die Situation lässt sich mit einem Wort benennen, das in diesem Moment wie eine Ohrfeige für sie klingt: Sozialhilfefall. Solène selbst verdient sechsstellig im Jahr, sie ist nie mit finanziellen Engpässen konfrontiert gewesen. Sie schämt sich, auch nur eine Sekunde lang gedacht zu haben, dass die Frau sie schikanieren oder auf die Probe stellen will. Zum ersten Mal blickt sie echter

Bedürftigkeit ins Gesicht. Weder in der Zeitung noch im Fernsehen ist Armut für Solène je so greifbar gewesen wie in diesem Augenblick: Es geht um zwei Euro, die man im Portemonnaie hat oder nicht hat.

Stumm nimmt Solène den Kassenbon entgegen. Sie wird sich um die Angelegenheit kümmern. Sie packt ihren Rechner aus und macht sich daran, die Beschwerde zu formulieren.

Am Abend, auf dem Weg nach Hause, denkt sie über die Wut nach, die sie beim Tippen der Zeilen ergriffen hat. Der Kassierer war im Stress, er hat sich nicht die Zeit genommen, die Rechnung zu überprüfen, eine Stornierung vorzunehmen und der Frau ihr Geld zurückzugeben. Bei genauerer Betrachtung kann man es ihm nicht einmal zum Vorwurf machen. Wahrscheinlich wird er knapp zum Mindestlohn beschäftigt, und auch die Arbeitsbedingungen sind sicher nicht die besten. Es muss immer alles schnell gehen, keine Zeit zum Innehalten. Kann vorkommen, dass dabei mal zwei Euro unter den Tisch fallen. Pech für die Teetrinkerin.

Die Geburt der Empörung – ein Gefühl, das Solène überrascht. Sie hat Schwierigkeiten, es in Worte zu fassen. Sie ist sich plötzlich nicht mehr sicher, dass ihre Wut allein der Geschäftsleitung des Supermarktes gilt. Sie richtet sich genauso gegen sie selbst. Gefangen in ihrem kleinen Leben und ihren Problemen, hat sie den Rest der Welt aus dem Blick verloren. Es gibt Menschen, die Hunger haben und nur zwei Euro, um ihn zu stillen. Theoretisch wusste Solène das auch vorher, aber heute, im Gemeinschaftssaal des Palastes, stand ihr diese Einsicht in die Realität zum ersten Mal leibhaftig vor Augen.

Es ist dunkel. Als Solène die Metrostation verlässt, kommt sie an der Bäckerei vorbei. Die Obdachlose sitzt davor, an ihrem gewohnten Platz. Solène verlangsamt ihre Schritte. Sie bleibt vor der jungen Frau stehen, holt ihr Portemonnaie hervor und entleert dessen Inhalt vollständig in den Becher.

7

Paris, 1925

Blanche ist soeben hinaus in die eisige Novemberkälte verschwunden, ungeachtet aller von Albin geäußerten Bedenken. Er seufzt, machtlos, dabei fällt sein Blick auf ein gerahmtes Schwarzweißfoto über der Anrichte. Die Aufnahme ist vor beinahe vierzig Jahren entstanden, an einem Nachmittag im Frühling. Blanche und Albin stehen nebeneinander, beide in der Aufmachung der Heilsarmee. Kein weißes Kleid, keine Spitze, keine Schleppe aus Musselin. Blanche war es wichtig, in Uniform zu heiraten. Wie ein Soldat. Kerzengerade steht sie da, blickt stolz ins Objektiv. Albin betrachtet ihre Gesichtszüge, sie hat sich nicht verändert. Die Jahre und die Krankheit haben ihrer Ausdruckskraft nichts anhaben können. Nichts hat seine geliebte Blanche an ihrer schier unerschöpflichen Energie eingebüßt, ihr Temperament ist so feurig wie damals, als er ihr zum ersten Mal begegnet ist.

Kaum hat sie sich in der Heilsarmee verpflichtet, macht die »kleine Mondäne« bei ihren Vorgesetzten von sich reden. Man schätzt ihren Eifer, ihre Entschlossenheit, ihren Einfallsreichtum. Wenn es darum geht, für das Wohl der Armen einzutreten, schreckt Blanche vor nichts zurück. Sie engagiert sich als Journalistin, tritt als Straßensängerin auf, springt als Rednerin ein. Sie wandelt als menschliche Litfaßsäule umher und verkauft die Zeitschrift der Armee, bei der sie als Redakteurin mitwirkt. Sie spielt Gitarre und Tamburin auf den Boulevards. Immer öfter wendet sie sich mit Aufrufen an die Öffentlichkeit, bittet um Spenden: Unterwäsche, Kleidung, Lebensmittel, Schuhe. *Wir brauchen alles, und zwar sofort!* Sie ergreift bei Zusammenkünften und auf Versammlungen

das Wort. Sie spricht Passanten an und zieht von Restaurant zu Restaurant, von Café zu Café.

Die Marschallin, deren Ansprache Blanche einige Jahre zuvor in Glasgow so tief bewegt und in ihr das Feuer für die Heilsarmee entfacht hat, bietet ihr eine Stellung in ihrer Garde an. Blanche wird ihre Adjutantin und Sekretärin. An ihrem einundzwanzigsten Geburtstag wird sie zur Stabschefin befördert, fortan begleitet sie die Marschallin auf ihren Reisen. Und so begegnet sie eines Tages, anlässlich eines Aufenthaltes in der Schweiz, Albin.

Albin Peyron ist zu jener Zeit noch Kadett an der Militärschule von Genf. Schon früh, mit vierzehn, fühlt er sich berufen, »in den Dienst der drei S zu treten«, wie man sagt, wenn sich jemand der Armee anschließt. Im Dezember 1888 hört er einen Vortrag, den die Marschallin vor den Absolventen seines Jahrgangs hält. Auf der Estrade fällt ihm eine junge Offizierin auf. Es ist Blanche, die völlig gebannt den Worten ihrer Vorgesetzten lauscht und den umstehenden Zuhörern keinerlei Aufmerksamkeit schenkt.

Albin hingegen hat nur Augen für sie. Blanche ist eine schöne Frau, ihre Schönheit ist einzigartig – eine Schönheit, die sich ihrer selbst noch nicht bewusst ist. Er versinkt förmlich in der Betrachtung ihres braunen Haars, ihres dunklen Teints, ihres wachen Blickes unter dem Halleluja-Hut. Die Kadetten lästern mit Vorliebe über dieses Accessoire, doch in jenem Augenblick ist Albin völlig hingerissen davon, mit welcher Anmut der Hut dieses schöne Gesicht umrahmt. *Wer ist sie?* , fragt er seinen Nebenmann. *Stabschefin Roussel* , gibt der Befragte zurück.

Blanche. *Seine* Blanche.

Unterdessen bemerkt seine zukünftige Frau ihn nicht einmal. Weder auf jener Veranstaltung noch an den darauffolgenden Tagen. Albin setzt alle Hebel in Bewegung, um mit ihr ins Gespräch zu kommen, ohne Erfolg: Es will ihm nicht gelingen, Blanches Interesse auf sich zu lenken. Dabei ist er ein gutaussehender junger Mann. Groß und blond, mit dunklen Augen, gewinnendem Lachen und glühendem Temperament. Lauthals hört man ihn auf dem Oberdeck der Omnibusse singen oder sieht

ihn auf dem Hochrad, das ihm sein Vater zum Achtzehnten geschenkt hat, die Hügel runterrasen.

Schlag sie dir aus dem Kopf , rät ihm ein Freund. *Sie ist nichts für dich. Es heißt, dass sie ihre Verlobung mit einem Offizier gelöst hat. Sie will weder Kinder noch einen Ehemann. Sie hat sich für das Zölibat entschieden.*

Doch Albin wäre nicht Albin, ließe er sich von solchen Worten entmutigen, im Gegenteil. Die Warnung des Freundes steigert seine Neugier erheblich, ganz so, als stünde er vor einer Tür, über deren Schwelle er nicht treten darf. Blanche ist besessen, sagt er sich. Na schön, das bin ich auch. Und eines Abends ergibt sich am Rande einer Zusammenkunft, zu der er nur gegangen ist, um sie zu treffen, tatsächlich ein Gespräch. *Darf ich Sie wiedersehen?* , erkundigt er sich mit klopfendem Herzen. Überrascht gibt Blanche ihm die Adresse, wo er sie am nächsten Tag zu später Stunde finden kann. Mit glühenden Wangen geht Albin nach Hause. Alles in ihm möchte singen. Umso größer ist die Enttäuschung, als er tags darauf feststellen muss, dass er nicht etwa zu einem romantischen Rendezvous einbestellt ist, sondern zu einer offiziellen Versammlung, zu der Blanche alle Menschen eingeladen hat, die ihren Weg in Genf je gekreuzt haben.

Missmutig bricht er am Ende der Veranstaltung auf. Blanche holt ihn auf der Straße ein: Es sei nicht ihre Absicht gewesen, ihn zu verletzen. Sie gehöre nicht zu den Frauen, die Katz und Maus spielen. Aber sie kann seinem Werben nicht nachgeben. Sie hat ihr Leben der Armee gewidmet. Nichts wird sie von diesem Weg abbringen. Sie wird niemals Mutter und Hausfrau sein. Und sie wird niemals heiraten.

Albin ist niedergeschlagen, aber er versteht sie. Er respektiert die Absolutheit ihres Engagements. Und da sie nichts anderes anzubieten hat, trägt Blanche ihm ihre Freundschaft an.

Freunde hat er genug, danke, nein. Kein Interesse.

Als er fortgeht, sieht Blanche ihm nach. Er gefällt ihr mehr, als sie zugeben will. Ist es sein Aussehen, sein sicheres Auftreten, sein Lächeln? Hinter seinem ungestümen Temperament verbirgt

sich ein sanftes Wesen, das spürt sie. In einem anderen Leben, in einer anderen Welt wäre vielleicht alles anders gekommen.

Aber in dieser Welt hat sie leider keinen Platz für ihn.

Sie will gerade kehrtmachen, als sie sieht, wie er ein Hochrad besteigt. Fasziniert hält sie inne. Sie hat schon viel von diesen Geräten gehört. Sie läuft Albin hinterher.

Warten Sie!

Er wirkt überrascht. Blanche kommt näher, um das Gefährt genauer zu betrachten, und bestürmt ihn mit Fragen: Gehört das Fahrrad ihm? Kann er damit fahren? Wo hat er gelernt, wie man aufsteigt? Sie nimmt das unverhältnismäßig große Vorderrad in Augenschein. Der Sattel ist auf einer Höhe von 1 ,50 Meter angebracht – dort hinaufzuklettern erscheint ihr wie ein echtes Abenteuer. Man muss lange üben, um sitzen bleiben zu können, erklärt Albin. Es ist schwierig, die Balance zu halten. Das Ungetüm ist nicht besonders stabil, damit zu fahren grenzt an Akrobatik. Blanches Augen beginnen zu leuchten. Sie ist oft zu Fuß unterwegs, da öffentliche Verkehrsmittel nicht sehr verbreitet sind. Die Strecken mit einem solchen Rad zurückzulegen wäre eine große Erleichterung. Wie viel Zeit sie damit gewinnen könnte … Wertvolle Zeit für die Armee.

Es ist beschlossene Sache: Blanche will es lernen. Sie versucht, Albin zu überzeugen, ihr Lehrer zu werden. Ein paar Stunden reichen sicher aus, verspricht sie. Sie ist sportlich. Als Jugendliche ist sie geritten, Schlittschuh gelaufen und gerudert.

Was für ein seltsames Mädchen, denkt Albin. Und was für eine Entschlossenheit. Er wendet ein, dass es sich für eine Frau nicht schickt, auf ein solches Gerät zu steigen. Blanche lacht laut auf. Was sich schickt oder nicht, ist ihr völlig egal. Wenn sie sich darum scheren würde, hätte sie sich nicht der Armee angeschlossen. Sie ist keine zarte Rose, die man unter einer Glasglocke hält, wie die Marschallin zu sagen pflegt. Sie hat von den Theorien gehört, denen zufolge das Hochradfahren schädlich für die weibliche Gesundheit sei. Doktor Tissié behaupte ja sogar, es handele sich dabei um eine »Sterilisationsmaschine«. Soeben ist seine Abhandlung über den Einfluss des Radfahrens auf den

menschlichen Organismus erschienen, in der er ausführt, dass eine regelmäßige Nutzung des Fahrrads bei Frauen, die er als »Versehrte« bezeichnet, das Herausbilden von »Geschwüren, Blutungen, Krankheiten und Entzündungen« nach sich ziehe.

Versehrt . Blanche ist nicht versehrt. Sie erkennt sich in der Darstellung ihres Geschlechts als das *schwache Geschlecht* nicht wieder. Sie teilt diese Ansicht nicht, deren Verbreitung, so sagt sie, doch nur eines zum Ziel habe, nämlich, die Frauen zu unterwerfen und kleinzuhalten. Sie aber sei ebenso wie ein Mann in der Lage, ein Hochrad zu fahren, und sie werde es beweisen. Albin ist verwirrt. Er führt ins Feld, wie gefährlich es sei, sich auf einem Hochrad fortzubewegen, die Zeitungen seien doch voll mit Berichten über Unfälle: Wegen der Größe des Vorderrads ist man besonders schnell unterwegs, und die Sturzgefahr ist hoch. Er ahnt nicht, dass Blanche noch dickköpfiger ist als er – was sich im Lauf ihres Lebens immer wieder bestätigen wird. Als ihm schließlich die Argumente ausgehen, willigt er ein.

Ein Problem allerdings bleibt bestehen: Mit einem Rock wird Blanche Schwierigkeiten haben, in die Pedale zu treten. Angemessener wäre es, eine Hose zu tragen, doch das ist Frauen untersagt. Das Gesetz verbietet, was die Gesellschaft als unbotmäßige Verkleidung erachtet. Man muss dafür jedes Mal eine Sondergenehmigung der Polizei einholen. Albin weiß nicht, dass zu diesem Zeitpunkt, Ende 1888 , bereits eine Petition in Umlauf ist und eine positive Abstimmung über die partielle Aufhebung dieses Verbots erwartet wird – sofern sich die Frau *an einem Fahrradlenker festhält oder Zügel in der Hand hält* . Eine Minirevolution ist im Gange, eine Emanzipation unter den Vorzeichen von Fahrrad und Hose.

An der Kleidung soll es nicht scheitern, Blanche wird schon etwas Geeignetes auftreiben! Zum Teufel mit dem Gesetz und seinen Fesseln! Die Verabredung steht.

Am nächsten Tag trifft sie sich mit Albin in einer abgelegenen Straße am Stadtrand. Die Umgebung ist flach, ein ideales Übungsgelände. Blanche hat sich in eine Art Tunika gehüllt, die sie

auch zum Reiten trägt – halb ungläubig, halb belustigt sieht Albin ihr entgegen. Sie grüßt ihn, nimmt ihren Halleluja-Hut ab, legt das gute Stück unter einen Baum, damit es bloß keinen Schaden nimmt. Dann tritt sie mit herausforderndem Blick vor das Hochrad.

Albin reicht ihr die Hand, um ihr beim Aufsteigen zu helfen. Blanche ergreift sie dankbar, nicht ahnend, dass sie diese Hand ein Leben lang halten wird. Es passiert in dem Moment etwas zwischen den beiden, das über eine Lektion in Hochradfahren deutlich hinausgeht: Sie stehen am Anfang eines Bündnisses, es ist die Geburt eines unverbrüchlichen Duos.

Die Räder beginnen sich zu drehen. Blanche gerät ins Wanken, sie kann ihr Gleichgewicht kaum halten. Sie rollt einen Meter vorwärts und noch einen, dann stürzt sie. Albin eilt erschrocken zu ihr. Doch seine Panik ist grundlos, Blanche ist schnell wieder auf den Beinen. Ihre Jacke hat einen Riss, ihre Arme sind zerkratzt, egal, sie will es gleich wieder probieren. Noch ein-, zwei-, dreimal. Sie fällt hin, steht auf, fällt hin, steht auf, lässt sich nicht kleinkriegen. Sie will es schaffen.

Sie *wird* es schaffen.

Ihre Verbissenheit überrascht Albin. Nach einer Stunde zähen Übens sitzt Blanche fest im Sattel und fährt. Sie beschleunigt und feiert ihren Erfolg mit einem Siegesschrei.

Ein völlig neues Gefühl durchströmt sie auf diesem Rad, ein Gefühl von grenzenloser Freiheit. Sie ist die Herrin über ihre Bewegung, ihr Tempo, ihre Richtung. Genauso selbstbestimmt möchte sie ihr Leben führen – ohne Fesseln, mit Wind in den Haaren. Von hier oben hat sie einen anderen Blick auf die Welt. In dieser verlassenen Straße, an der Seite dieses Mannes, den sie gerade erst kennengelernt hat, erscheint sie ihr schöner als sonst. Albin beobachtet Blanche, und dabei reift eine Gewissheit in ihm: Er möchte sein Leben mit dieser Frau verbringen. Alles an ihr gefällt ihm. Ihr Wille, die Unerschrockenheit, mit der sie sich über gesellschaftliche Konventionen und das Gerede der Leute hinwegsetzt, ihre Stärke, ihre Lebensfreude. Er möchte alles von ihr wissen, alles mit ihr teilen.

Plötzlich beginnt das Hochrad zu schlingern. Blanche ist in einen Weg abgebogen, der steil bergab führt, sie nimmt bedrohlich an Fahrt auf. Albin wird kreidebleich: Er hat ihr nicht erklärt, wie man bremst. Er rennt los, versucht sie einzuholen. Doch Blanche schießt davon. Dann, endlich, findet sie die Bremse und packt energisch zu. Abrupt blockiert das Vorderrad, die junge Offizierin fliegt im hohen Bogen durch die Luft und landet rücklings auf der Erde.

Eine Sonne.

Wie eine leuchtende, übermütige Sonne tritt Blanche in Albins Leben.

Er stürzt zu ihr hin, voller Entsetzen. Macht sich Vorwürfe, er hätte sie nicht auf dieses Rad steigen lassen dürfen, das Ding ist viel zu gefährlich … Blanche ist voller blauer Flecke, ihre Tunika ist zerfetzt, aber sie hat sich nichts gebrochen. Sie streckt ihm ihre Hand entgegen und bedankt sich – sie hat sich noch nie so frei gefühlt wie an diesem Tag.

Albin ist sprachlos. Gleich wird sie sich verabschieden, wird ihren Halleluja-Hut wieder aufsetzen und verschwinden. Ihre Mission in Genf neigt sich dem Ende zu, morgen wird sie den Zug nach Paris nehmen. Auf diesem Feldweg hört ihre gemeinsame Geschichte also auf, bevor sie überhaupt angefangen hat. Albin hat keine Idee, wie er Blanche aufhalten könnte. Es gibt so viele Dinge, die er ihr sagen möchte, aber er bringt keinen Ton über die Lippen. Er möchte ihr sagen, dass er seine Zukunft an ihrer Seite sieht, dass er bei ihr sein will in einem Jahr, in zehn, in zwanzig Jahren. Dass er sie niemals einengen wird, dass er ihre Freiheit und das, wofür sie kämpft, respektiert. Mehr noch, er teilt ihre Überzeugungen. Zusammen werden sie Großes vollbringen. Er ist erst neunzehn, er weiß nicht viel vom Leben, aber eines weiß er mit Bestimmtheit: Er möchte es mit ihr verbringen.

Die Wörter wirbeln in seinem Kopf herum, doch sie kommen nicht aus ihm heraus. Blanche entfernt sich bereits. Er rennt ihr hinterher und brüllt drei Wörter, über die er zuvor nicht nachgedacht hat:

Heiraten Sie mich!

Die junge Frau dreht sich erstaunt um. Sie ist sich nicht sicher, ob sie richtig gehört hat. Albin, verblüfft über die eigene Kühnheit, wiederholt, was er gesagt hat:

Heiraten Sie mich.

Blanche starrt ihn ungläubig an. Er macht nicht den Eindruck, als würde er scherzen. Um genau zu sein, war es Albin noch nie so ernst mit einer Sache wie in diesem Augenblick. Er geht einen Schritt auf sie zu, und plötzlich sprudelt es aus ihm heraus: Alles ist ihm recht. Was sie denkt, was sie sagt, dass ihr Engagement Priorität hat, dass es erst danach um sie geht oder um ihn, er ist einverstanden damit. Ihre Ehe soll kein Gefängnis sein, keine Knechtschaft, sondern ein Pakt fürs Leben. Blanche wird niemals eine unterdrückte Frau sein, niemals eine Mutter, die sich nur um Heim und Herd kümmert, sondern eine Kriegerin, die mit ihm in den Kampf zieht. Sie werden nicht einfach nur Eheleute sein, sondern Waffengefährten, Soldaten, Verbündete.

Er hat keinen Ring dabei, trägt keine weißen Handschuhe, dafür bietet er ihr das Versprechen einer Gemeinschaft, die über eine Vermählung hinausgeht: ein Lebensprojekt. Einen Weg, den sie gemeinsam gehen werden, Hand in Hand, im Namen der Sache, der sie ihr Leben geweiht haben. Es wird Hindernisse geben, natürlich, Rückschläge und Enttäuschungen, sie werden streiten und Meinungsverschiedenheiten haben, aber auch Siege und Erfolge zusammen feiern. Davon ist er überzeugt. Blanche hat ein hitziges Temperament, genau wie er. In ihr lodert ein Feuer. Zu zweit werden sie noch stärker sein, werden sie es weiter schaffen, als es allein je möglich ist.

Albin hat ohne Unterbrechung geredet. Blanche ist ergriffen von seinen Worten. Sie hat sich einem Menschen noch nie so nahe gefühlt wie in diesem Augenblick. Dieser Mann ist wie ich, sagt sie sich, er ist aus demselben Holz geschnitzt. Sie hat soeben ihr Alter Ego getroffen, in der frischen Abendluft, die sie umweht, auf dieser abgelegenen Straße erkennt sie ihren Seelenverwandten.

Sie zögert nicht lange. Mit einem kleinen Wort fegt sie ihr Zölibatsgelübde beiseite und auch den Schwur, der sie an

Evangeline bindet, mit einem kleinen Wort, das alles verändern wird: Ja.

Ja, ich will den Weg zu zweit gehen.

Ja, ich will den Kampf an deiner Seite führen.

Ja, ich will deine Freundin sein, deine Partnerin, deine Verbündete.

Ja, ich will mich mit dir raufen, mein Leben lang.

Ja, ich will.

Also, los!

Blanche heiratet Albin am 30 . April 1891 , die Zeremonie haben sie selbst gestaltet. Zum Spiel der Tamburine ihrer Armeefreunde halten sie Einzug. Die *Marseillaise* erklingt. Man breitet die Fahne der Heilsarmee über ihnen aus, unter dem Wahlspruch »Blut und Feuer« geben sie sich ihr Eheversprechen.

Ihr Bündnis wird zweiundvierzig Jahre währen. Was Albin Blanche an jenem Tag auf dem Feldweg zugesichert hat, wird er nie zurücknehmen. Ihre Ehe ist eine Partnerschaft, zu jeder Stunde.

Als Albin beobachtet, wie Blanche an diesem kalten Novemberabend 1925 mit eiligen Schritten in den verschneiten Straßen von Paris verschwindet, sieht er wieder die eigensinnige Offizierin vor sich, die auf dem Hochrad thront. Ihr Starrsinn ist eine Gabe, er ist der Motor, der sie vorwärtstreibt.

Blanche ist krank, aber sie ist lebendig.

Und sie hat große Pläne, die sie zu einem Abschluss bringen möchte.

8

Paris, heute

Solène ist über ihr Smartphone gebeugt, sie achtet nicht auf die Metrostationen, die an ihr vorüberziehen. Sie hat gerade einen Artikel mit der Überschrift »Frauen am unteren Rand der Gesellschaft« gelesen. Seit einiger Zeit setzt sie sich intensiver mit dem Thema auseinander. Das Ergebnis einer neuen Studie ist alarmierend: Frauen sind am häufigsten von Armut betroffen, sie stehen an erster Stelle der Sozialhilfeempfänger. Sie machen siebzig Prozent der in Armut lebenden Bevölkerung aus. Über die Hälfte der Menschen, die staatliche Gelder beantragen, sind alleinstehende Frauen mit Kindern. Und die Zahl wächst stetig, sie hat sich innerhalb von vier Jahren verdoppelt. Die Nachfrage von alleinerziehenden Müttern, die sich um eine Unterkunft im Frauenwohnheim bemühen, steigt exponentiell an.

Solène hebt deprimiert den Kopf. Die Metro hält an der Station Charonne, sie muss aussteigen. Sie eilt hinaus auf den Bahnsteig, nimmt die Treppe nach oben. Als sie an dem Supermarkt vorbeigeht, fällt ihr der Brief ein, den sie für die Teetrinkerin verfasst hat. Am Donnerstag darauf saß die Frau an ihrem angestammten Platz, im Kreis ihrer Freundinnen. Doch diesmal erhob sie sich, als Solène den Raum betrat, und ging auf sie zu. *Man hat mir das Geld zurückerstattet* , sagte sie, mehr nicht.

Solène ertappte sich dabei, dass sie lächelte. Ein Sieg, so immens und läppisch zugleich. Ein Sieg, der zwei Euro mehr im Portemonnaie bedeutete, ein Sieg, der sie wärmte, der ein kleines Feuer in ihr entzündete. Sie musste an all die Prozesse denken, die sie erfolgreich geführt hatte, die Millionen, um die sich die gegnerischen Parteien gestritten hatten wie um einen Ball auf

einem Rugby-Feld. An das Vermögen, das ihre Mandanten angehäuft hatten, und die irrsinnigen Honorare, die ihre Kanzlei in Rechnung stellte. An die champagnergetränkten Abende im außergewöhnlichen Ambiente, zu denen sie geladen war. Sie hatte schon viele Siege feiern dürfen, aber keiner hatte sie mit echter Freude erfüllt. Sie hatte sich stets im Hintergrund gehalten, ihre Gefühle waren oberflächlich gewesen, sie selbst wie betäubt. Dieser Sieg aber löste etwas anderes in ihr aus: das Gefühl, ihren Platz gefunden zu haben. Am richtigen Ort zu sein, zur richtigen Zeit.

Die Frau bedankte sich nicht bei ihr. Sie füllte nur wortlos eine Tasse mit Tee, die sie auf dem Tisch abstellte, an dem Solène sich gerade niederließ.

Und so feierte Solène, im Herzen eines Frauenwohnheims, still für sich, zwei gewonnene Euro bei einem brennend heißen, süßen Tee. Er schmeckte köstlich, köstlicher als alle Gläser Champagner, die sie je getrunken hatte, sie genoss jeden einzelnen Schluck.

Ein Monat ist vergangen, seit sie den Palast zum ersten Mal betreten hat. Allmählich findet sie sich zurecht. Léonard hatte nicht falsch gelegen: Die Bewohnerinnen sind voller Argwohn, man muss ihr Zutrauen gewinnen, sich behaupten. Inzwischen hat Solène aus eigener Initiative einen Aushang mit ihren Präsenzzeiten angefertigt und ans schwarze Brett in der Eingangshalle des Palastes geheftet.

Die Teetrinkerinnen haben sie heute immerhin gegrüßt. Die Strickerin hat, wie gewohnt, nicht einmal aufgeblickt – alles andere wäre erstaunlich gewesen. Die Dame mit den vielen Taschen schläft zusammengekauert in einer Ecke. Solène sitzt an ihrem Tisch, der inzwischen immer für sie reserviert ist, und sieht die Serbin mit ihrem merkwürdigen Einkaufstrolley hereinspazieren. Sie erblasst. Sie fühlt sich noch nicht wieder imstande zu einer neuen qualvollen Vorlesestunde. Sie hat andere, wichtigere Aufgaben zu erledigen, zumindest hofft sie das. Sie bemüht sich, hinter dem Bildschirm ihres Rechners zu verschwinden, wie die Strickerin hinter ihrem Blumentopf. Zu spät, die Serbin hat sie

entdeckt. Zielstrebig steuert sie auf Solène zu, setzt sich unaufgefordert zu ihr an den Tisch. Solène versucht, sie freundlich abzuwimmeln. Diplomatisch erklärt sie der Frau, dass sie heute keine Zeit hat, die Prospekte mit ihr durchzugehen. Sie sei hier, um zu schreiben. Ja, man habe sie als öffentlichen Schreiber engagiert – die Worte klingen nach wie vor seltsam in Solènes Ohren, sie bringt sie kaum über die Lippen, als wäre sie dazu nicht berechtigt. Die Serbin nickt, schreiben, das passt ihr auch. Sie braucht zufällig gerade Hilfe bei einem Brief. Einen Brief an Elizabeth, wie sie ergänzt. Allerdings habe sie die Adresse nicht.

Das fängt ja gut an, denkt Solène. Sie wird wieder in Teufels Küche kommen … Die Serbin nimmt sie wegen nichts und noch mal nichts in Beschlag. Solène würde ihre Zeit gern mit nützlicheren Dingen verbringen. Doch sie kann sich der Sache schlecht entziehen.

Ist sie eine Angehörige von Ihnen oder eine Freundin? , fragt sie deswegen nach. Die Serbin schüttelt den Kopf. *Nein* , sagt sie, *ich meine Elizabeth. Elizabeth II . von England. Ich möchte ein Autogramm von ihr. Ich habe schon einige, aber von ihr habe ich noch keins.*

Solène ist erschüttert, weiß nicht, was sie sagen soll. Diese Frau, der das Leben so übel mitgespielt hat, die als Versehrte in dieses Heim gespült wurde – die Leiterin hat Solène über das bittere Schicksal der Serbin aufgeklärt, sie wurde missbraucht und misshandelt, ihre Existenz ist von Krieg, Vergewaltigung und Prostitution gezeichnet –, diese Frau nun hat eine einzige Bitte: eine Unterschrift auf einem Stückchen Papier.

Solène überlegt, wie sie damit umgehen soll. Die Bitte macht sie fassungslos und geht ihr zugleich unter die Haut. Die Serbin macht nicht den Eindruck, als wäre sie verrückt. Sie wirkt nur eingesperrt in einer Welt, zu der keiner außer ihr Zugang hat, die sie sich erschaffen hat, um sich gegen das Leid, das ihr widerfahren ist, zu schützen.

Es bringt nichts, einen Brief zu schreiben, würde Solène ihr am liebsten sagen, die Königin von England wird darauf nicht antworten. Sie schläft in einem Palast, und zwar in einem echten,

der nichts mit diesem hier zu tun hat. In ihrer Welt werden die Kinder nicht vor den Augen ihrer Mutter durch Bomben in Fetzen gerissen, die Frauen nicht von mehreren Soldaten auf einmal vergewaltigt und dann einem Zuhälterring zur Zwangsprostitution überlassen. Solène würde ihr gern sagen, dass die Königin von England mit anderen Dingen beschäftigt ist, das Unglück der Serbin und ihr gemarterter Körper, den sie überall hinschleppt wie ihren Einkaufstrolley, kümmern Elizabeth nicht. All das würde Solène ihr gern sagen, lässt es dann jedoch bleiben.

Was soll's? Einen Brief an die Königin von England zu schreiben ist immerhin besser, als zwei Stunden mit der Lektüre von Werbeprospekten zu verbringen. Solène schaltet ihr MacBook ein und beginnt zu tippen.

Für Cvetana , präzisiert die Serbin, *mit einem C* .

Doch Solène ist noch nicht so weit, sie denkt über eine angemessene Anrede nach. *Liebe Königin Elizabeth* … Ist das nicht zu vertraulich? Sie löscht das Geschriebene, setzt neu an. *Ihre Durchlaucht* ? Sie hat keine Ahnung, wie die Formel korrekt lauten muss. In ihren fünfzehn Jahren als Anwältin hatte sie reichlich Gelegenheit, sich Formen und Formulierungen der Höflichkeit anzueignen, doch hier muss sie passen. In Sachen Protokoll ist sie nicht sehr bewandert. *Ich sollte öfter Sendungen über die Royals gucken* , überlegt sie halbernst. Nach einer kurzen Recherche im Internet entscheidet sie sich für die nüchterne Variante und gegen schwülstige Vorschläge wie *Hätten Ihre Majestät die Güte, den Ausdruck meiner ehrerbietigen Hochachtung entgegenzunehmen* oder *Es ist mir die höchste Ehre, Ihnen untertänigst zu Diensten zu stehen.* Vielleicht entspräche das dem Geist von *Buckingham* , im *Palast der Frau* aber ticken die Uhren anders.

Als Solène den Brief fertig geschrieben hat, liest sie ihn laut vor. Cvetana schüttelt den Kopf. *Nein, das geht so nicht. Er muss auf Englisch geschrieben sein.*

Schuldbewusst hält Solène inne. Die Bemerkung zeugt von einem wachen Menschenverstand. Der Königin von England

schreibt man auf Englisch, das liegt auf der Hand und bedarf keines weiteren Kommentars.

Eine Frau um die dreißig kommt in den Gemeinschaftssaal gestürmt. Unschwer erkennt Solène die Bewohnerin im Neonpulli wieder, die sich bei ihrem Antrittsbesuch im Heim völlig unvermittelt auf die Leiterin gestürzt hatte. Aufgebracht fällt sie nun über die Teetrinkerinnen her. Brüllend lässt sie alle Anwesenden wissen, dass *die Tatas ihr auf den Geist gehen, der Herd in der Küche im zweiten Stock ist schon wieder total versaut, glauben die denn, sie seien hier zu Hause, oder was?! Davon abgesehen hat sie die Nase gestrichen voll, dass sie immer bis Mitternacht quatschen, es gibt Leute, die zu dieser Zeit schlafen oder es zumindest versuchen, und außerdem haben die Kinderwagen nichts im Flur zu suchen, das nächste Mal, wenn ihr einer in die Quere kommt, nimmt sie ihn einfach mit und verkauft ihn auf eBay, das bringt ihr wenigstens ein bisschen Kohle!* Die Strickerin hebt gleichgültig den Blick von ihren Nadeln, während die Dame mit den Taschen hochschreckt. *Du könntest ein bisschen weniger Krach machen* , protestiert sie. Die junge Frau dreht sich abrupt um. *Was liegst du überhaupt hier rum und pennst? Das sind die Gemeinschaftsräume, du hast ein eigenes Zimmer mit Bett, wenn du auf einer Bank schlafen willst, geh zurück auf die Straße und mach den Platz frei für jemanden, der ihn wirklich braucht!* Die Dame mit den Taschen wird wütend. *Was weißt du schon von der Straße, du hast deinen Arsch doch niemals dorthin bewegt! Mein Arsch hat schon ganz anderes gesehen* , keift die andere zurück, *und zwar nicht zu knapp.* Die Dame mit den Taschen reagiert prompt: *Willst du dich mit mir vergleichen?! Na komm schon, wie oft bist du vergewaltigt worden?* Jetzt mischen sich auch die Teetrinkerinnen ein. Der Ton wird immer schärfer, es fehlt nicht viel, dass die Frauen handgreiflich werden.

Verblüfft hat Solène aufgehört zu schreiben. Cvetana, die ihr immer noch gegenübersitzt, zuckt mit den Schultern, sie ist an solche Zwischenfälle offenbar gewöhnt. *Das ist Cynthia. Sie ist wütend. Immer wütend, diese Cynthia.* Die Mitarbeiterin vom

Empfang schreitet ein. Sie bittet Cynthia, sich zu beruhigen. Cynthia hatte bereits eine Besuchersperre von einem Monat, wenn sie so weitermacht, riskiert sie neue Sanktionen. Nach einer letzten Beleidigung in Richtung der Tatas und der Dame mit den Taschen verlässt sie den Raum.

Allmählich kehrt wieder Ruhe im Gemeinschaftssaal ein. Solène sieht sich um, Cvetana ist nicht mehr da. Sie hat sich in Luft aufgelöst, zusammen mit ihrem Trolley, ohne auf den Brief zu warten. Solène betrachtet den Papierbogen, den sie auf Englisch beschrieben hat. Was soll sie damit tun? Wegwerfen? Abschicken? Ihn bis zum nächsten Mal aufbewahren?

Die Atmosphäre ist deutlich abgekühlt seit Cynthias Ausbruch. Die Strickerin hat ihre Sachen gepackt und sich davongestohlen, genau wie die Dame mit den Taschen. Die Teetrinkerinnen sind im Begriff, ihre Runde aufzulösen. Es ist Zeit, nach Hause zu gehen. Solène steckt den Brief in ihre Tasche und zieht ihren Mantel über, als plötzlich das Haribo-Mädchen auftaucht. Die Kleine ist im Schlepptau ihrer Mutter, diesmal hat sie Marshmallow-Schokobärchen dabei. Als sie Solène entdeckt, geht sie, wie bei ihrer ersten Begegnung, auf sie zu und streckt ihr eins von den Bärchen hin. Solène nimmt die Süßigkeit entgegen und versucht ein Gespräch mit dem Mädchen zu beginnen: *Wie heißt du?* , fragt sie. Die Kleine sieht sie nur stumm an. Dann verschwindet sie ins Treppenhaus.

Solène kann sich auf all das keinen Reim machen. Sie begreift nicht, was an diesem Ort, in diesen Frauen vorgeht, die sie Woche für Woche trifft, ohne wirklich in Kontakt mit ihnen zu treten. Ihr fehlt der Schlüssel zu ihren Seelen, sie kann die Gesten der Frauen nicht lesen, und dennoch spürt sie, dass sie sich allmählich ihren Platz hier erobert.

Léonard hatte recht, denkt sie einmal mehr, als sie den Palast an diesem Abend hinter sich lässt. Es braucht seine Zeit.

9

An diesem Morgen ist es passiert. Das, was sie seit Jahren gefürchtet hat. Sie wusste, dass es eines Tages dazu kommen, dass sie ihm irgendwann auf der Straße begegnen würde. Sie hatte von Freunden erfahren, dass er in ihr Viertel gezogen war.

Jérémy, ihre große Liebe, deren Verlust sie nie verwunden hat.

Sie ging aus dem Haus, um den Brief an Elizabeth zur Post zu bringen. Nach einiger Überlegung war sie zu dem Schluss gekommen, dass er es wert war, abgeschickt zu werden. Immerhin hatte sie ihn geschrieben und übersetzt. Und die Serbin sollte ruhig träumen dürfen. Das Leben hatte ihr so vieles genommen, aber nicht das Recht zu hoffen, das Recht, dem Alltag zu entfliehen, indem sie Autogramme von Königshäuptern sammelte. Wer war Solène, dass sie ein solches Bemühen herunterspielte? Ein bisschen Sand in die Augen, ein bisschen Buckingham in das eigene kaputte Leben streuen – ganz so, wie man Zucker in einen bitteren Kaffee streut. Es verändert nicht den Geschmack, macht es aber leichter, ihn hinunterzuschlucken.

Als sie die Adresse auf den Umschlag schrieb, musste Solène lächeln: *Elizabeth II ., Buckingham Palace, London, England* . Auf die Rückseite notierte sie die Anschrift vom Haus der Frauen. In diesem Moment wurde ihr bewusst, dass sie Cvetanas Nachnamen nicht kannte. Kurzerhand entschied sie, ihren eigenen zu verwenden. Sollte wie durch ein Wunder jemand auf dieses Schreiben antworten, würde die Kollegin vom Empfang sich bei ihr melden.

Mit nervösem Kichern steckte sie den Brief schließlich in den Kasten mit der Aufschrift »Andere Postleitzahlen und Ausland«. Und dafür der ganze Aufwand, schießt es ihr durch den Kopf. Ein langes Studium an der Juristischen Fakultät, zwei Staatsexamina,

viele Jahre Praxis in der Kanzlei, ein Burn-out und eine Therapie haben sie hierhin geführt. Das Leben ist wahrlich nicht frei von Ironie.

Als sie gerade kehrtmachen will, sieht sie ihn auf der anderen Straßenseite. Jérémy. In Begleitung einer jungen Frau und eines etwa zweijährigen Kindes. Solène erstarrt. Ihr Herz verkrampft sich, ihre Hände beginnen zu zittern. Abrupt bleibt sie stehen, wie ein Reh bei Nacht im Scheinwerferlicht auf einer einsamen Landstraße.

Jérémy hat sie nicht bemerkt, er ist damit beschäftigt, den Schnuller seines Sohnes vom Bürgersteig aufzusammeln. Solène betrachtet den Kleinen: Er ist seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, nur frischer, strahlender als das Original, so unverschämt lebensprall. Man möchte ihn sofort packen, in die Arme schließen und küssen.

Jérémy wollte keine Kinder, keine Verpflichtungen, das hatte er ihr gesagt. Und Solène hatte es akzeptiert. Sie lebten ihr Leben unabhängig voneinander, trafen sich, um schöne Momente zusammen zu verbringen. Sie reisten gemeinsam nach London, New York, Berlin, besuchten Ausstellungen moderner Kunst, aßen zu Abend in den besten Restaurants. Ein Lebensstil, der ihr entsprach – zumindest hatte sie sich das eingeredet.

Das Glück der anderen ist grausam. Es hält einem erbarmungslos den Spiegel vor. Plötzlich wird Solène ihre Einsamkeit mit voller Wucht bewusst. Das Kind, das er nicht mit ihr wollte, hat er mit einer anderen Frau bekommen. So sieht es in Wahrheit aus. Dieser kleine Junge ist mehr als ein Dementi, er ist ein Verrat. Solène fühlt sich hintergangen, betrogen um ein Baby, das sie nie ausgetragen hat, betrogen um all die Dinge, von denen sie nie zugeben wollte, dass sie ihr etwas bedeuteten. Um der Liebe willen ist sie zu dem geworden, was man von ihr erwartete. Sie hat sich den Wünschen anderer gebeugt und ihre eigenen dabei verleugnet. Auf diesem Weg ist sie sich selbst

abhandengekommen. Mitten auf der Straße, als sie Jérémy erblickt, sieht sie ihr Leben im Schnelldurchlauf vorüberziehen, wie einen Film, in dem sie nicht mitspielt. Ich müsste es sein, denkt sie, die bei ihm ist, die sich nach dem heruntergefallenen Schnuller bückt. Ich, die sagt, nein, keine Süßigkeiten mehr. Ich, die dem Kleinen mit ihrer Hand durch das zerstrubbelte Haar fährt.

Die Wunde ist nicht verheilt, sie klafft. Solène glaubte, sie mit großen Karrieresprüngen gekittet zu haben. Sie hat sich getäuscht. Kein Balsam, keine Salbe hat sie vernarben lassen.

Mit der Zeit geht alles vorüber , heißt es in dem Lied von Léo Ferré.

Alles geht vorüber, nur das nicht. Es gibt Kummer, den man nicht verwindet. Jérémy ist so einer.

Solène begibt sich zurück in ihre Wohnung. Sie malt sich aus, wie es bei Jérémy zu Hause zugeht, ein fröhliches Durcheinander, überall liegt Spielzeug herum, dazwischen Kindergeheul, Trinkfläschchen und zertretene Kekse. Sie möchte am liebsten laut schreien. Sie könnte zusammenbrechen und den Tag heulend im Bett verbringen.

Eine glückliche Fügung will, dass Donnerstag ist. Sie muss in den Palast. Die Sprechstunde wird sie retten. Eigentlich hat sie noch Zeit, bevor sie aufbrechen muss, aber egal, dann ist sie heute eben früher da. Alles ist besser, als in ihrer Wohnung zu sitzen und ihr verkorkstes Leben zu betrachten.

Als sie die Straße zum Palast hochläuft, verlangsamt Solène ihren Schritt. Nicht weit entfernt, auf dem Bürgersteig, sitzt die Strickerin. Auf einem Tuch vor ihr hat sie ihre Arbeiten ausgebreitet: Pullover für Erwachsene und Kinder, Babypantoffeln, Jacken, Handschuhe, Schals, Mützen. Solène zögert. Dann tritt sie neugierig näher. Ein Pärchen begutachtet die einzelnen Stücke. Neben jedem liegt ein Preisschild. Ein lächerlich geringer, symbolischer Preis, die Babypantoffeln kosten zehn Euro, die Jacken jeweils zwanzig. Wunderschöne Arbeiten, raffiniert und mit Sorgfalt gefertigt. Solène kann nicht umhin, sich vorzustellen, wie

viel diese Kleidungsstücke in einem Kaufhaus kosten würden – das Doppelte, ganz bestimmt. Diese Pullis sind echte Kunstwerke, findet sie. Die Frau hat goldene Hände. Was für ein verschenktes Talent, was für eine Verschwendung.

Sie wagt sich nicht weiter vor. Das Pärchen beginnt eine Diskussion um die Babypantoffeln. Sie bieten die Hälfte des angegebenen Preises. Die Strickerin ist kurz davor, den Handel zu akzeptieren. Fünf Euro. Fünf Euro für ein Paar handgemachte Babypantoffeln. Das entspricht kaum dem Preis für die Wolle. Fünf Euro für Stunden geduldigen, minuziösen Arbeitens. Solène spürt, wie ihr das Blut in den Kopf steigt. Es packt sie dieselbe Wut, die sie beim Verfassen des Schreibens für die Teetrinkerin empfunden hat. Sie hatte nicht die Absicht einzugreifen, kann sich jedoch nicht mehr beherrschen. Sie blafft das Pärchen an. Schämten sie sich nicht, den Preis noch weiter runter zu verhandeln? In jeder schicken Boutique der Stadt würden sie das Doppelte dafür bezahlen. Die Pantoffeln sind wunderschön, die Wolle ist seidenweich und hochwertig. Sie kosten zehn Euro, entweder nehmen sie sie dafür oder lassen es bleiben! Das Pärchen starrt Solène entgeistert an, auch die Strickerin scheint sich zu fragen, wieso Solène sich überhaupt einmischt. Die Kunden legen die Pantoffeln zurück und wenden sich ab, ohne etwas gekauft zu haben.

Solène bleibt unschlüssig auf dem Bürgersteig stehen. Die Strickerin sieht sie vernichtend an. Sie sagt nichts – ihre Blicke sprechen für sich. Solène stammelt ein paar Worte der Entschuldigung. Sie weiß nicht, was sie geritten hat. Ihretwegen hat die Frau fünf Euro verloren, und sie weiß doch inzwischen, was fünf Euro bedeuten. Betreten will sie schon weitergehen, als sie sich eines anderen besinnt. Sie holt ihr Portemonnaie hervor und verkündet, dass sie die Pantoffeln nimmt. Die Strickerin sieht sie erstaunt an. Solène streckt ihr einen Schein hin und greift nach den Wollschühchen.

Während sie sich in Richtung des Palastes entfernt, denkt sie an Jérémy und an das Kind, mit dem sie nie schwanger war. An

die Babypantoffeln, die sie gerade gekauft hat. Was für eine bemerkenswerte Fehlleistung.

Es ist Größe 17 , hat die Strickerin gesagt. Die Größe für Neugeborene.

10

Die Empfangsdame zeigt sich verwundert, als Solène vor ihr steht. *Ich bin heute ein bisschen früher* , sagt Solène, mehr nicht. Mit keiner Silbe erwähnt sie Jérémy und seinen Sohn, natürlich nicht, sie lässt sich ihren Kummer nicht anmerken. Sie schweigt über den Abgrund, der sich in dem Moment, als sie die beiden sah, vor ihr auftat. Und auch über die Babypantoffeln.

Das trifft sich gut , antwortet die Angestellte, *eine der Frauen hat schon nach Ihnen gefragt* . Solène bleibt kurz stehen, sie ist überrascht. Es ist das erste Mal, dass jemand nach ihr fragt, dass jemand Interesse bekundet, mit ihr zu sprechen. Umso besser. Es würde ihr heute wirklich guttun, sich als nützlich zu erweisen.

Die Kollegin deutet auf eine Frau, die im Gemeinschaftssaal sitzt. Es ist die Mutter des kleinen Haribo-Mädchens. Sie sitzt allein dort, ihre Tochter ist nirgends zu sehen. Es herrscht eine ungewohnte Stille, um diese Zeit ist noch niemand da. Die Teetrinkerinnen nicht, und auch nicht die Dame mit den Taschen oder die wütende Cynthia. Solène macht ein paar Schritte auf die Mutter zu. *Ich habe gehört, dass Sie mich suchen* , wagt sie sich vor und reißt die Frau aus ihren Gedanken. *Man hat mir gesagt, dass Sie Briefe schreiben. Ich würde gern einen an meinen Sohn schicken, in die Heimat.* Solène nickt und nimmt neben ihr Platz, sieht sie an: Mutter und Tochter ähneln sich verblüffend. Die eine hat geflochtene Zöpfe wie die andere, in ihren Blicken liegt dieselbe Intensität. Und auch dieselbe Traurigkeit, eine Art Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber.

Mit routinierten Handgriffen holt Solène ihren Laptop hervor und einen winzigen Drucker, den sie, weil er leicht und bequem zu transportieren ist, meistens dabeihat. Sie schaltet den Rechner ein. Es kann losgehen, sie wartet auf das Startsignal.

Doch die Mutter schweigt. Sie scheint nicht genau zu wissen, wo sie anfangen soll. Sie wirkt aufgewühlt, verzagt. Solène überlegt, wie sie helfen könnte. Sie hat noch keine Erfahrung im Umgang mit solchen Situationen – der Brief an Elizabeth und die Beschwerde an den Supermarkt sind ihre einzigen Probeläufe bisher gewesen. Und es ist bestimmt schwieriger, einen Brief an den eigenen Sohn zu verfassen als an die Königin von England. Schließlich fragt sie, wie der Junge mit Vornamen heißt.

Khalidou , sagt die Mutter.

Als sie den Namen ausspricht, leuchtet ihr Gesicht auf und gleichzeitig legt sich ein kummervoller Schleier darüber. Ihre Augen erzählen von Liebe und Verlust. Vom Exil. Von der unendlich langen Reise bis hierher. Es gibt Menschen, die sie in der Heimat zurückgelassen hat. Vor allem Khalidou, ihr Kind, ihren geliebten Sohn. Den sie nicht mitnehmen konnte. Den sie jede Nacht in Gedanken in ihre Arme schließt. Sie fragt sich, ob er ihr eines Tages verzeihen wird. Sie möchte ihm erklären, warum sie gegangen ist. Warum sie Sumeya mitgenommen hat, seine kleine Schwester, und nicht ihn. Was man den Mädchen in ihrem Land, in Guinea, antut. Sie erinnert sich noch gut an ihren vierten Geburtstag, als man sie fortbrachte und sie an den Beinen festhielt. Sie erinnert sich an den rasenden Schmerz, der sie entzweiriss und ohnmächtig werden ließ, diesen Schmerz, der in ihrer Hochzeitsnacht wieder aufflammte und auch bei der Geburt jedes ihrer Kinder, wie eine Strafe, die kein Ende nimmt. Ein Gräuel, der von Generation zu Generation fortlebt. Ein Verbrechen gegen die Weiblichkeit.

Sie wollte nicht, dass Sumeya dasselbe widerfuhr.

Nein, bitte nicht. Sumeya sollte verschont bleiben.

Doch sie wusste, dass sie es nicht verhindern konnte. In Guinea sind fast alle Frauen verstümmelt. Sie hat die Zahl einmal im Radio gehört: 96 Prozent der weiblichen Bevölkerung. Sie hat zwar keine Schule besucht, aber sie weiß, was das bedeutet. Mit dieser Zahl ist ihre Mutter gemeint, sind ihre Schwestern, ihre

Nachbarinnen, ihre Cousinen, ihre Freundinnen gemeint. Es sind alle Frauen in ihrem Viertel gemeint, alle Frauen, die sie kennt.

Auch Sumeya ist damit gemeint.

Sie hatte ihren Mann angefleht, vergeblich. Sie wusste, dass nicht er darüber entscheidet, sondern seine Familie. Dafür war es leider zu spät, hatte er gesagt, die Zeremonie stand. Die Großmutter väterlicherseits sollte die Mission ausführen, so will es die Tradition.

Die Frau beschloss zu fliehen, um Sumeya zu retten. Eine Freundin erklärte ihr, welche Route sie nehmen musste. *Du kannst nur ein Kind mitnehmen* , sagte sie. *Mit zweien kommst du nicht durch.* Und so musste sie sich entscheiden.

Sie musste die schrecklichste, herzzerreißendste Entscheidung ihres Lebens treffen. Sie war notwendig, lebensnotwendig und zugleich vollkommen verrückt. Eine Entscheidung, die sie bis in alle Ewigkeit quälen würde.

Vor einem Jahr kam sie im Palast an, nach Monaten kräftezehrenden Unterwegsseins. Sumeya ist gerettet.

Für sie selbst allerdings ist das Leben zu Ende. Sie musste Dinge erleben, von denen man sich nicht mehr erholt. Sie ist amputiert, im wahrsten Sinn des Wortes und im übertragenen. Ihr Herz ist zerbrochen, ein Teil von ihr lebt in Afrika, der andere hier, hinter den Mauern des Palastes.

Solène hat stumm zugehört, sie ist erschüttert. Was soll man dazu sagen? Sie begreift nun die Traurigkeit in den Augen der Frau, diesen unendlichen Kummer, an dem sie trägt wie an einem Kreuz, das man einen endlosen Schmerzensweg entlang schleppt. Es ist das Kreuz von Millionen verstümmelter Frauen, die über Jahrhunderte hinweg gemäß einer unmenschlichen, anhaltenden alten Sitte, körperlich versehrt wurden.

Sie sind viele im Palast, die vor dem Schicksal, das ihre Töchter erwartet, geflohen sind. Sie stammen aus Ägypten, aus dem Sudan, aus Nigeria, Mali, Äthiopien, Somalia, überall dort ist die

Praxis immer noch verbreitet. Solène sieht das kleine Mädchen mit den Haribos vor sich, wie es durch den Gemeinschaftssaal im Haus der Frauen tapst und seine Bonbons nascht, ohne zu wissen, dass seine Mutter es gerettet hat. Dass die Mutter den Teufelskreis durchbrochen, ein Glied in der verhängnisvollen Kette gelöst hat. Sie hat Sumeya befreit und damit alle Frauen, die in direkter Linie folgen werden. Keine ihrer weiblichen Nachkommen soll je ein ähnliches Martyrium erleiden müssen.

Sie, das ist Binta, die alle hier Tata nennen. *Tata* – ein Name für Afrikanerinnen wie sie. Ein Name, der Schutz und Sicherheit und mütterliche Wärme verspricht.

Tata sieht Solène an. Abwartend. Vor wenigen Minuten kannten sie einander noch nicht. Jetzt aber ist Solène eine Eingeweihte, sie weiß über Bintas Vergangenheit Bescheid. Doch was kann sie mit diesem Wissen anfangen? Wie soll sie es Khalidou erklären? Wie die richtigen Worte finden? Sie sind so machtlos, die Worte, die armen Worte, angesichts solchen Leids. Diese Frau hat ihr Leben offenbart, wie man ein Geheimnis, eine Bürde, einen Albtraum preisgibt. Und nun wartet sie voller Hoffnung auf die Worte, in die Solène ihre Geschichte kleiden wird.

Schreiben Sie, bitte. Sagen Sie meinem Sohn, dass es mir leidtut.

In diesem Augenblick, genau in diesem Augenblick, spürt Solène, dass der Damm bricht. Ein unkontrollierbares Gefühl ergreift Besitz von ihr. Sie kann ihre Tränen vor Binta nicht mehr zurückhalten, sie verliert die Fassung. Sie weint nicht einfach nur, es ist viel mehr als das. Sie trauert um Jérémy und das Kind, das sie niemals zusammen haben werden, ihre Tränen gelten den kleinen Pantoffeln, die sie aus einem Impuls heraus gekauft hat. Sie gelten Tatas Leid, der Schändung ihres vierjährigen Körpers, Sumeya, ihrer kleinen bonbonnaschenden Tochter, und Khalidou, der in Guinea bleiben musste. Aller Kummer strömt in diesem Moment aus Solène heraus, sie kann sich nicht mehr verstellen, er muss raus, raus aus ihrem Kopf, raus aus ihrem ganzen Körper.

Sie schämt sich, sie schämt sich unglaublich, vor dieser Frau zu heulen, die durch die Hölle gegangen ist. Vor dieser Frau, die sie in den Arm nimmt, die sie wie eine Mutter tröstet. *Weine nur* , sagt Tata, *weine nur. Das wird dir guttun.* Und so lässt Solène ihrem Schmerz freien Lauf. Weint sich allen Schmerz an Tatas Schulter von der Seele. In ihren Armen wird sie wieder zu einem kleinen Mädchen. Wird zu Khalidou, zu Sumeya, zu einem von Tatas Kindern.

Es ist das erste Mal, dass Solène sich derart gehenlässt. Nie zuvor hat sie sich, egal, was passiert ist, eine Blöße gegeben. Als Jérémy mit ihr Schluss machte, hat sie kein Wort gesagt. Sie hat ihn nur entgeistert angestarrt und erst später, als sie allein war, nächtelang geweint. Heimlich.

Hier tut sie das nicht. Heute nicht. In Bintas Armen gibt sie jeden Widerstand auf. Sie hat seltsamerweise das Gefühl, dass diese Frau sie auffangen kann, sie besser versteht, als irgendwer es je vermocht hat. Sie kennen einander nicht, und doch sind sie sich sehr nah in diesem Augenblick. Zwei Schwestern, die nichts erklären müssen. Die keine Worte brauchen, nur diese Umarmung, diesen gemeinsamen Moment.

Die Teetrinkerinnen sind mittlerweile eingetroffen. Sie schauen irritiert zu Solène hinüber. Fragen, was passiert ist. Mit einer Handbewegung schickt Binta sie fort, wie eine Wölfin, die ihr Junges beschützt. *Lasst sie mal Luft holen.*

Eine von ihnen – es ist die Zwei-Euro-Frau – holt einen Tee, eine andere besorgt ein Papiertaschentuch. Ganz allmählich beruhigt sich Solène. Sie hat rotgeweinte, geschwollene Augen. Was für eine Ironie des Schicksals, denkt sie: eine in Tränen aufgelöste Anwältin in einem Heim für Frauen in Not. Kaum zu glauben, dass sie diejenige ist, von der man Hilfe erhofft …

Sollen sie doch alle reden, es ist ihr egal, wie sie nach außen wirkt. Solène fühlt sich, als hätte sie sich von einem Ballast befreit, den sie viel zu lange mit sich herumgetragen hat, von einer zu

schweren Rüstung, die sie soeben vor Binta ablegen durfte. Sie fühlt sich mit einem Mal leichter, unbeschwerter.

Nach einigen Tassen Tee und mit Hilfe unzähliger Taschentücher gewinnt Solène ihre Fassung zurück. Unterdessen beratschlagt Binta mit den um sie versammelten Tatas, was zu tun sei. *Wir können sie in diesem Zustand nicht allein lassen* , flüstert sie. Sie überlegen hin und her, schließlich tritt Binta mit einem Entschluss an Solène heran: *Du kommst mit uns. Wir nehmen dich mit zum Zumba-Kurs.*

11
Paris, 1925

Blanche fröstelt es unter ihrer Jerseyjacke. Albin hatte recht, diese Novembernacht würde eiskalt werden. Die Kälte bohrt sich durch das Leder der Stiefel und die Wolle der Mäntel. Wie eine Messerklinge dringt sie tief unter die Haut. Blanche spürt ihre Füße nicht mehr, ihre Hände sind steif gefroren. Nur mit Mühe kann sie ihre Finger bewegen. Doch sie muss weitermachen. Sie will an diesem Abend die Schicht der *Mitternachtssuppe* begleiten – eine weitere Maßnahme gegen Hunger und Kälte, die Albin und sie ins Leben gerufen haben. Blanche ist es wichtig, bei der Ausgabe der ersten Mahlzeiten selbst dabei zu sein.

Guten Abend, Frau Kommissärin , ruft eine Offizierin.

Kommissärin . Blanche hat sich noch nicht daran gewöhnt, dass man sie so nennt. Sie war noch nie getrieben von persönlichem Ehrgeiz, aber dieser Titel erfüllt sie mit Stolz, das muss sie zugeben. Es ist die höchste Auszeichnung der Armee auf nationaler Ebene. Albin und sie haben sie gemeinsam erhalten. Sie teilen sich den Titel und die Verantwortung, so wie sie auch alles andere miteinander teilen. Weshalb man dazu übergegangen ist, sie einfach »die Peyrons« zu nennen, als wären sie eins, die Peyrons, die nun ganz oben in der Hierarchie stehen, die Spitze der Armee bilden.

Der Weg dorthin war lang und unbequem. In den Jahren, die auf Blanches und Albins Hochzeit folgten, erlitt die Organisation ihre schlimmsten Rückschläge. Sie stand sogar kurz vor der Auflösung, weil ihr die Mittel fehlten. Fast überall wurden Posten geschlossen. In den französischen Städten und Gemeinden widersetzte man

sich dem Vorhaben des englischen Pastors vehement. Vor allem in Paris. Ausgerechnet in Paris, der Stadt, die Blanche so ans Herz gewachsen ist. Sie kannte Paris nicht, und doch ist ihr jeder Stein dort gleich seltsam vertraut erschienen. Von allen Einsatzgebieten, in denen sie unterwegs war, ist Paris ihr bevorzugtes Terrain. Dort herrschen die größten sozialen Unterschiede. Dort kommen die Ärmsten schnell unter die Räder. Paris gilt der Kampf ihres Lebens.

In jenen Jahren bringt Blanche sechs Kinder auf die Welt. Getreu ihrem Schwur steht sie dennoch in vorderster Reihe für die Armee, unermüdlich sammelt sie Spenden, landauf, landab, auch im Ausland, ohne Rücksicht auf Schlaf oder Gesundheit. Da sie fast durchgängig schwanger ist, lässt es sich nicht vermeiden, dass sie die eine oder andere Unterbrechung einlegt, um sich entbinden zu lassen. Danach geht es jedoch gleich wieder an die Front.

Albin erweist sich, wie er es versprochen hatte, als treuer Gefährte. Er kümmert sich ebenso wie Blanche um die Kinder, damit sie beide arbeiten können. Im Laufe der Zeit perfektioniert sich ihr Duo, wie zwei Instrumente stimmen sie sich aufeinander ein, wie zwei Räder eines Fahrrads bewegen sie sich simultan vorwärts.

Ihre Mühen werden schließlich belohnt. Nach Jahren der Not und der Rezession erfährt die Heilsarmee flammenden Zuspruch. Unter der Leitung der Peyrons beginnt eine Ära des Aufbaus, es werden ambitionierte Projekte in Angriff genommen. Blanche und Albin gründen den *Palast des Volkes* im Pariser Gobelin-Viertel, wo obdachlose Männer Quartier finden, für die Frauen eröffnen sie das *Refugium an der Fontaine-au-Roi* . Auf ihre Veranlassung entstehen überall in Frankreich vergleichbare Einrichtungen, in Lyon, Nîmes, Mulhouse, Le Havre, Valenciennes, Marseille, Lille, Metz, Reims … Außerdem etablieren sie den *Notschrank* , eine Organisation, über die Möbel- und Kleidungsstücke verteilt werden, sowie die *Mitternachtssuppe* , bei der ein Einsatztrupp mit

einem großen Kessel durch die Straßen von Paris zieht, um Essen an die Armen zu verteilen.

Unzählige Menschen sammeln sich an jenem Novemberabend um die Kochkiste auf dem Handkarren. Sie stehen in der Eiseskälte Schlange, um ein paar Löffel von der Bouillon abzubekommen – für viele die einzige Mahlzeit am Tag. Die Heilsarmisten verteilen Besteck und Brotkörbe. Zweihundert Teller Suppen für zweihundert hungrige Mägen. Blanche weiß, es ist viel zu wenig. Es sind Tausende, die hungern. *Wir haben kein Geld* , murmelt ein Obdachloser und weist den Teller, den man ihm hinhält, zurück. *Wir verkaufen die Suppe nicht, wir verschenken sie* , erwidert Blanche und versucht, ihre blaugefrorenen Finger mit ihrem Atem aufzuwärmen.

Ein paar Passanten huschen über die Straße, sie haben es eilig, nach Hause zu kommen. Sie bleiben nicht stehen. Armut macht Angst, schreckt ab, schafft Distanz. Es ist bald Mitternacht. Nicht lange, dann werden die Straßen wieder voller Leben und Lärm sein. Die Menschen werden aus den Theatern und Kabaretts zurück in ihr gemütliches Heim strömen. Bei diesem Gedanken zieht sich Blanches Herz zusammen. Wer denkt schon an die fünftausend Obdachlosen, die durch Paris irren, ohne Dach über dem Kopf, ohne ein warmes Bett?

Paris bei Nacht, da kann Blanche mitreden. Die Hauptstadt, die sie zu später Stunde durchmisst, hat allerdings nichts mit dem Klischee der Place de la Concorde und der Champs-Elysées zu tun. Sie läuft die Rue de Bièvre hoch, die Rue des Trois Portes, die Rue Frédéric-Sauton, geht an der Place Maubert vorbei, wo Dutzende Männer und Frauen im Sitzen schlafen, den Kopf auf die Arme gebettet. Wein wärmt und tröstet, so ist es eben. Blanche bahnt sich einen Weg durch diese gleichförmige Menschenmasse. Der Anblick bestürzt sie jedes Mal aufs Neue. Manche Leute gewöhnen sich daran – sie nicht. Schließlich erreicht sie die Brücken bei Notre-Dame, das rechte Seineufer, die dunklen und engen Gassen des Viertels um Les Halles. Es gibt wahrlich

düstere Winkel im *Bauch von Paris* , wo sich das Unglück im Dreck und in der Kälte wohlig ausbreitet.

Sie ist immer noch da, ihre Empathie. Sie hat sie nie verlassen. Blanche wirkt wie ein Resonanzboden für das Elend anderer Menschen. Sobald sie damit in Berührung kommt, findet es einen Widerhall in ihr, verstärkt sich um ein Vielfaches. Die Kommissärin tut sich schwer, in ihrem Bett zu schlafen, wenn sie weiß, dass andere die Nacht auf der Straße verbringen müssen. Wenn andere frieren, zittert auch sie vor Kälte.

Ihr besonderes Mitgefühl gilt den Frauen. Ihren *Schwestern der Straße* oder, wie die Engländer sagen, ihren *slum sisters* . Blanche erkennt sich in jeder Einzelnen von ihnen wieder. Als spiegelten sie ihr eine andere, vom Leben geschundene Version ihrer selbst. Einen *zerbrochenen Krug* , den sie reparieren möchte.

Ihr kommt die Prostituierte in den Sinn, der sie einmal auf dem Boulevard de la Villette begegnet ist, sie war damals noch eine junge Offizierin, gerade frisch in den Dienst der Armee eingetreten. Die Frau saß in einem zerrissenen Kleid auf einer Bank und weinte. Zutiefst bewegt hatte Blanche sich neben sie gesetzt und sie in den Arm genommen. Sie konnte ihr in dem Moment nichts anderes als diese Umarmung geben, diese einfache und doch große Geste, die bedeutete: *Ich bin bei dir* .

Blanche ist an ihrer Seite. Sie kämpft sich weiter durch die eiskalte Nacht, um den Obdachlosen zu helfen. Albin wird wütend sein, dass sie erst am frühen Morgen heimkehrt, vom Husten geplagt und erschöpft. Was soll’s. Sie weiß, dass ihr Platz hier ist und nicht im Bett. Sie sind mit ihrer *Mitternachtssuppe* in einem von bitterer Armut gezeichneten Viertel des XIII . Arrondissement angelangt. Blanche nähert sich einem notdürftig aufgeschlagenen Barackenlager, als plötzlich ein Schrei durch die Nacht geht. Ein Schauer läuft ihr über den Rücken. Sie hat selbst sechs Kinder zur Welt gebracht, sie weiß, wie der Schrei eines Neugeborenen klingt. Sie könnte schwören, dass der Schrei, den sie gerade gehört hat, von einem Baby stammt, das höchstens einen Monat alt ist. Sie schlängelt sich durch Kartonabdeckungen und

Wellblech hindurch bis zu einer Matratze, auf der ein kleiner, vor Kälte zitternder Körper liegt. Die junge Mutter ist bei dem Säugling. Sie ist bleich und klapperdürr. Seit der Geburt schlafe sie draußen, gesteht sie hustend. Blanche nimmt das Kind auf den Arm, um es zu wärmen. Sie müssen dringend ins Krankenhaus gehen, sagt sie. *Da war ich schon* , antwortet die Mutter. *Sie haben keinen Platz mehr* .

Blanche beschließt, die beiden ins *Refugium an der Fontaine-au-Roi* zu bringen. Es ist beheizt, und es stehen dort zweihundert Betten zur Verfügung. Die Frauen, die im *Refugium* Unterschlupf gefunden haben, sind Ladenangestellte, Trödlerinnen, Zeitungsverkäuferinnen, alleinstehende Arbeiterinnen, arbeitslose Hausmädchen, Zugezogene vom Land, die vom glanzvollen Trugbild der Hauptstadt geblendet wurden. Unzählige Menschen sind der Wohnungskrise zum Opfer gefallen, und die Stadt hat sie alle auf ihr eiskaltes Pflaster gespien.

Als Blanche und die junge Mutter am Empfang des *Refugiums* ankommen, werden sie abgewiesen, alle Plätze seien belegt. Der Ansturm lässt nicht nach, berichtet die Majorin der Armee, die das Zentrum leitet. Jeden Abend muss sie Hunderten Frauen die Aufnahme verweigern. *Zweihundertfünfzehn waren es gestern, um genau zu sein.* Man brauche zwei oder drei Einrichtungen dieser Art, um sie alle unterzubringen. Die junge Mutter nimmt die Worte leichenblass auf, ihr Baby fängt wieder an zu schreien. Eine Bettlerin, die das *Refugium* ebenfalls unverrichteter Dinge wieder verlassen muss, wirft ihnen, mit Blick auf den Säugling, im Vorübergehen zu: *Jetzt bleibt dir wohl nichts anderes übrig, als es in den Gully zu werfen.*

Dieser Satz wird Blanche ewig im Gedächtnis bleiben.

Sie kramt in ihrer Hand- und ihren Hosentaschen, fördert alle Münzen und Scheine zutage, die sie finden kann, und gibt sie der Mutter des Babys. Für ein paar Nächte in einer beheizten Herberge wird es reichen. Eine flüchtige, trügerische Lösung, das

Almosen wird nicht lange tragen, darüber ist Blanche sich im Klaren. Die arme Frau wird am Ende wieder in ihr Loch im XIII . Arrondissement zurückkehren. Sie beobachtet, wie die magere Gestalt mit dem Kind auf dem Arm in den Gassen verschwindet. Und plötzlich spürt Blanche, wie alle Kraft sie verlässt. Hat sie dafür ihr Leben lang gekämpft? War ihr Engagement denn wirklich vollkommen nutzlos? Im unerschütterlichen Glauben an die Ziele der Armee hat sie so viele Jahre damit verbracht, dem Elend hartnäckig entgegenzutreten. Warum? Was für einen Sinn hat es überhaupt weiterzumachen? Ein Kind stirbt vor Kälte, sie ist nicht in der Lage, die ganze Menschheit zu retten. Sie ist gescheitert, es ist ein Debakel, eine Niederlage, grausamer als alle Rückschläge, die sie bisher einstecken musste. Sie wollte die Welt verändern, was für eine Anmaßung! Ihr Handeln ist lächerlich, ein Wassertropfen in einem Ozean aus Kummer. In diesem Moment erscheint ihr alles sinnlos und vergeblich.

Völlig verzweifelt lässt Blanche sich auf eine Bank fallen. Der Tag dämmert herauf. Ihre Glieder sind taub von der Kälte, sie spürt weder ihre Hände noch ihre Füße. Ihre Resignation geht so weit, dass sie sich nicht einmal mehr in der Lage dazu sieht, in ihre Wohnung zurückzukehren. Ein Straßenverkäufer ordnet im eisigen Morgengrauen seine Zeitungen. Er ist keine sechzehn. Armer Teufel, schießt es Blanche durch den Kopf, er wird den ganzen Tag hier draußen verbringen. Wer weiß, wo er geschlafen hat. Und er ist nur einer von Tausenden. Sie muss an ihre eigenen Kinder denken, die meisten von ihnen haben sich der Heilsarmee angeschlossen. Was für eine Utopie. Sie hätte sie davon abbringen sollen.

Blanche geht zu dem Verkäufer hin und reicht ihm ein Stück Brot, ein letztes Überbleibsel der *Mitternachtssuppe* .

Der Junge schaut sie verwirrt an. Er nimmt den Kanten und verschlingt ihn gierig. Seine kindlichen Züge rühren Blanche. Es ist noch ein Rest Unschuld in seinen Augen zu erkennen, ein Relikt aus der Kindheit. Das Leben hat ihn noch nicht zermahlen – das wird noch kommen, denkt sie bitter. Der Knabe lächelt mit aufgesprungenen Lippen und hält ihr zum Dank eine Zeitung hin.

Blanche will sie nicht annehmen. *Behalte sie. Du wirst sie noch verkaufen.* Doch er besteht darauf. Er ist schließlich kein Bettler. Er trägt Lumpen, aber er ist stolz. Aufgewühlt akzeptiert Blanche die Zeitung und macht sich auf den Heimweg.

Erschöpft kommt sie zu Hause an. Es ist Tag. Albin war ebenfalls die ganze Nacht unterwegs, er ist am frühen Morgen heimgekehrt und hat sich hingelegt. Blanche weiß, dass sie kein Auge zutun wird, sie braucht es gar nicht erst zu versuchen. Sie geht in die Küche, um Kaffee zu kochen. Das heiße Getränk lässt ihre eingefrorenen Glieder allmählich wieder zum Leben erwachen. Die Zeitung liegt aufgeschlagen vor ihr auf dem Tisch, sie überfliegt die Überschriften ohne großes Interesse, die junge Mutter mit dem Baby geht ihr nicht aus dem Kopf. Wie lange werden sie bei diesen Temperaturen durchhalten? Wie viele Opfer hat dieser Winter schon gefordert? Wie viele Männer, Frauen, Kinder werden umkommen, weil sie keine Bleibe haben, wie die beiden Schwestern, die man tot auf einem Feld bei Nanterre gefunden hat? Blanche kannte die beiden Mädchen gut. Sie waren Zwillinge, man hatte sie vertrieben, sie hatten nirgends Zuflucht gefunden. Sie waren ihr ganzes Leben nie getrennt voneinander gewesen. Nun waren sie auch zusammen gestorben, im Schnee, in einer eisigen Nacht.

Zerstreut blättert Blanche die Seiten des Journals um, die Finger von der Druckerschwärze verfärbt. Ein paar Zeilen lassen sie plötzlich aufmerken: *Skandal im Charonne-Viertel … und dabei gibt es Menschen, die vor Kälte sterben* . Entsetzt stellt Blanche ihre Kaffeetasse ab.

Albin ist aufgewacht. Er hat Geräusche in der Küche gehört. Er springt auf, seine Frau steht am Tisch, äußerst angespannt – sie hat offensichtlich keine Minute geschlafen. Statt ihm einen Kuss zu geben, hält sie ihm fiebrig die Zeitung hin.

Lies das , sagt sie nur. *Lies das und zieh dich an. Wir gehen hin.*

12
Paris, heute

Ein Zumba-Kurs! Solène hat versucht zu protestieren, als Binta ihr den Vorschlag unterbreitete: Sie habe noch nie einen Tanzkurs besucht, sie habe keinerlei Rhythmusgefühl und sei außerdem total unbeweglich. Doch die Tatas ließen ihr keine Wahl. Wenn Binta etwas entscheidet, wird nicht mehr diskutiert. Zaghaft hielt Solène noch dagegen, dass sie keine Sportkleidung dabeihabe und nicht wisse, wie Zumba überhaupt geht.

Du kommst mit! , sagte Binta, womit die Sache geklärt war. *Das wird dir guttun.*

Wir können dir was zum Anziehen leihen , fügte die Zwei-Euro-Frau hinzu, und hielt ihr ein Paar Leggings hin. Binta überließ Solène eins ihrer T-Shirts, was für große Heiterkeit unter ihren Freundinnen sorgte. *Vielleicht solltest du ihr eher eins von Sumeya geben! Sie trägt mindestens zehn Größen kleiner als du!* Alle lachten. Binta zuckte mit den Schultern, sie beachtete das Gespött nicht weiter. *Wie kann man nur so dürr sein … Du solltest dich einen Monat in Tatas Obhut begeben, sie wird dir ihr Foutti zubereiten und Plätzchen backen. Die Kilos sind dir garantiert!* , trumpfte die Erste wieder auf.

Schließlich hat Solène aufgegeben. Den Brief an Khalidou würde sie verschieben – sie war heute sowieso nicht in bester Verfassung.

Der Zumba-Kurs findet einmal pro Woche in der Turnhalle des Palastes statt. Gemäß dem Prinzip der Durchmischung, das die Leiterin des Frauenheims predigt, ist die Teilnahme offen, auch die Anwohner des Viertels sind zugelassen. Ein paar Mitarbeiter, unter ihnen die junge Frau vom Empfang, machen ebenfalls mit. Und die

kleine Sumeya, kaum aus der Schule, setzt sich oft an den Rand neben Viviane, die Strickerin, und schaut zu, während sie ihren Nachmittagsimbiss vertilgt. Viviane tanzt niemals mit, aber sie ist immer dabei und klappert mit ihren Nadeln. Offenbar genießt sie die Musik und die Atmosphäre.

Binta stellt Solène dem Tanzlehrer vor. Fabio ist siebenundzwanzig, hat den Körper eines Athleten und einen charmanten brasilianischen Akzent. Jung und schön, denkt Solène. Leider tritt sie selbst gerade nicht besonders vorteilhaft in Erscheinung in den neonfarbenen Leggings und dem überdimensionalen T-Shirt, das wie ein Nachthemd flattert. Fabio heißt sie herzlich willkommen. *Wir sind hier, um zusammen Spaß zu haben* , sagt er. *Hier gibt es keine schlechte Stimmung. Die Sorgen lassen wir in der Umkleide* .

Solène schleicht in die hinterste Reihe, doch Fabio winkt sie sofort zurück. *Ist besser für dich, hier, ganz vorn.* Sie gehorcht, wenn auch nicht begeistert. Dann schließt Fabio sein iPhone an den Verstärker an, ein Stück von Rihanna ertönt. In Sekundenschnelle füllt der Sound die ganze Halle. Der Song hat einen mitreißenden Rhythmus, er erzählt von Diamanten und der Entscheidung, glücklich zu sein. *We’re beautiful like diamonds in the sky, eye to eye, so alive* . Solène hat keine Muße, weiter auf den Text zu hören, sie hinkt den Bewegungen von Fabio ziemlich hinterher. Er hat sich eine wilde Choreographie ausgedacht. Seine Begeisterung überträgt sich sofort, er ist Energie pur.

Solène gerät aus dem Takt. Es sind einfach zu viele Schrittfolgen. Alle neu und alle wahnsinnig schnell. Sie hat den einen Bewegungsablauf noch nicht abgeschlossen, da ist Fabio längst beim nächsten. Das Ganze erfordert Rhythmusgefühl, einen Sinn für Koordination, und zugleich muss man loslassen können. Nichts davon zeichnet Solène aus. Um sie herum sind die Tatas in ihrem Element. Solène ist schweißgebadet und ringt nach Luft. Es will ihr nicht gelingen.

Mach dir keinen Kopf , tröstet Fabio sie in einer Pause zwischen zwei Stücken. *Alles eine Frage der Übung. Konzentrier dich auf*

deine Füße. Um die Arme kümmern wir uns später . Solène nickt und macht weiter. Sie will vor den Tatas nicht einknicken. Sie haben sie mit hergenommen, das will etwas heißen. Die Einladung, mit ihnen diesen Kurs zu besuchen, ist ein Ritterschlag. Eine Geste, die sagen will: Du hast deinen Platz an diesem Ort.

Also gibt Solène nicht auf.

Sie hat immer noch gerötete Augen vom Weinen, ihre Haare stehen in alle Richtungen ab, sie ist völlig außer Atem, kurz vorm Zusammenbrechen, gekleidet wie eine Vogelscheuche, aber sie hält durch. Und allmählich fühlt sie sich sogar wohl, lässt sich bereitwillig von der ausgelassenen Stimmung anstecken. Von der Musik und von Fabio, von den Tatas und der kleinen Sumeya. Von der Strickerin, deren Nadeln im Rhythmus klappern. Solène muss unwillkürlich lächeln. Sie ist völlig durch den Wind, fühlt sich wie in tausend Einzelteile zerlegt – aber sie ist lebendig. Sie spürt, wie ihr das Herz bis zum Hals schlägt, wie ihre Schläfen pochen, wie ihr das Blut durch alle Adern fließt. Jeder Muskel in ihr ist angespannt. Sie hat überall Krämpfe und Schmerzen an Stellen, von deren Existenz sie bisher nicht wusste. Es ist, als hätte sie lange Monate im Dämmerschlaf verbracht, und nun jagt man sie wie einen Eisbären aus seiner Höhle. Wie ein Dornröschen erwacht sie endlich, nach hundert Jahren Stille.

Sie springt in die Höhe, klatscht in die Hände, trommelt mit den Füßen, wirbelt ihre Arme und Beine durch die Luft, strauchelt, kommt aus dem Schritt, fängt sich wieder, beginnt von vorn. Sie gibt sich der Musik hin, zusammen mit den Tatas, gemeinsam drehen sie dem Unglück mit ihrem Tanz eine lange Nase, scheren sich einen feuchten Dreck um alles Elend. Hier gibt es keine verstümmelten Frauen, keine Drogenabhängigen, keine Prostituierten, keine Obdachlosen, nur Körper, die sich bewegen, die sich der Unabwendbarkeit des Schicksals widersetzen, die nach Leben dürsten und vorwärtsdrängen. Und Solène ist dabei, mitten unter ihnen, den Frauen des Palastes. Sie ist dabei, und sie tanzt, wie sie noch nie getanzt hat.

Der Kurs endet mit Geschrei und Applaus. Solène ist in Trance. Sie hat keine Ahnung, wie viel Zeit verstrichen ist. Eine Stunde oder zwei, sie weiß es nicht.

Kaum ist Stille eingekehrt, leert sich die Halle in Windeseile. Die Tatas zerstreuen sich auf ihre jeweiligen Etagen, die Angestellten und die Teilnehmer von außerhalb machen sich auf den Weg nach Hause. Binta nimmt Sumeya an die Hand, die Strickerin sammelt ihre Knäuel ein und verschwindet ebenfalls. Fabio ist bereits fort. Solène hatte nicht einmal Zeit, den Tatas die geliehene Sportkleidung zurückzugeben. *Gib sie ihnen das nächste Mal zurück* , sagt die junge Frau vom Empfang und rückt ihr schlichtes Kopftuch zurecht. *Für ein erstes Mal hast du dich ziemlich gut geschlagen.* Solène muss grinsen. Sie weiß, dass das nicht stimmt, aber sie freut sich trotzdem über das Kompliment der jungen Frau. Sie strahlt eine Sanftheit aus, die sie sofort sympathisch macht. Sie haben sich einander noch nie richtig vorgestellt.

Ich heiße Salma . Die junge Frau streckt Solène ihre Hand entgegen. Freudig ergreift Solène sie.

Zusammen gehen sie durch die Eingangshalle, überlegen, wie sehr sie der Muskelkater am nächsten Tag wohl quälen wird. Salma sagt, dass sie nach ihrem ersten Kurs zwei Tage lang kaum laufen konnte. Als sie vor der Tür stehen, deutet Salma auf ein kleines japanisches Restaurant gegenüber dem Palast. Dort trifft sie sich mit ein paar Kolleginnen jede Woche nach dem Zumba. Die Küche ist nicht überragend, man zahlt 7 ,50 Euro für gegrillte Spieße oder ein paar Maki-Rollen, aber es ist ein entspanntes Lokal, nicht zu laut, und die Chefin ist nett. Falls Solène Lust hat …

Solène zögert. Es ist schon dunkel. Sie stellt sich kurz ihre Wohnung vor, in der niemand auf sie wartet. Es drängt sie überhaupt nicht nach Hause. Ein bisschen Wärme und Geselligkeit werden ihr guttun, zumal nach diesem langen Tag. So oft kommt es schließlich nicht vor, dass man seiner großen Liebe auf der Straße wiederbegegnet, aus einem Impuls heraus Babypantoffeln kauft, in den Armen einer Unbekannten in Tränen ausbricht und

anschließend das erste Mal einen Zumba-Kurs besucht, zusammen mit den Tatas.

Sie nimmt Salmas Einladung an. Es ist Monate her, dass sie einen Fuß in ein Restaurant gesetzt hat, aber sie fühlt sich heute dazu imstande. Und wer weiß? Vielleicht gewinnt sie sogar neue Freundinnen.

13

Sie bleiben lange in dem japanischen Restaurant, unterhalten sich lebhaft. Salmas Kolleginnen heißen Stéphanie, Émilie, Nadira, Fatoumata. Sie sind Sozialarbeiterin, Erzieherin, Sekretärin und Buchhalterin. Nach den anstrengenden Tagen im Frauenwohnheim, so gestehen sie, ist dieser Moment der Ruhe am Donnerstagabend eine Wohltat. Hinter den Mauern des Palastes geht es intensiver zu als anderswo, das Leben dreht dort schneller, die Emotionen sind um das Zehnfache verstärkt. Der Mangel an allem und das Schicksal jeder Einzelnen sorgen für Spannungen zwischen den Bewohnerinnen und den Angestellten. Manche Frauen sind schwierig im Umgang.

Sie kommen auf Cynthia zu sprechen – *irgendwann kommt man immer auf Cynthia zu sprechen* , sagt Salma. Die wütende Cynthia. Solène hat ihr Gebrüll, neulich im Gemeinschaftssaal, noch im Ohr. *Heute hat es wieder einen Zwischenfall gegeben* , seufzt Stéphanie. Cynthia hat den gesamten Gemeinschaftskühlschrank in der Küche im zweiten Stock ausgeräumt und alles weggeschmissen. Keiner weiß, was man noch mit ihr machen soll. Ihr wurde schon mehrfach eine Strafe auferlegt. Beim nächsten Fehlverhalten riskiert sie den Rauswurf, was ein hartes Durchgreifen wäre. Es ist sehr selten in der Geschichte des Palastes vorgekommen, dass jemand vor die Tür gesetzt wurde – das Haus der Frauen versteht sich als Ort, an dem man willkommen geheißen, nicht abgewiesen wird.

Die meisten Bewohnerinnen im Heim haben nur einen Traum: eine eigene Wohnung. Im Frauenwohnheim zu leben ist keine Wahl, sondern eine Maßnahme, die aus der Not geboren ist. Eine Übergangslösung. Es ist, als säße man im Warteraum zu einem besseren Leben. Das Warten kann sich lange, manchmal über

Jahre hinziehen. Trotzdem haben viele am Ende ihrer Zeit im Palast Schwierigkeiten, sich zu lösen. Nach acht Jahren Behördenkrieg wurde einer Frau endlich die Sozialwohnung zugesprochen, auf die sie gehofft hatte. Seit sie dort eingezogen ist, trifft man sie jeden Tag im Gemeinschaftssaal an. In ihrem neuen Viertel kennt sie niemanden. Sie fühlt sich einsam und langweilt sich. Im Palast, sagt sie, hat man immer jemanden zum Reden. Es gibt die vielen Freizeitaktivitäten, die Mitarbeiter. Man ist von Menschen und von Leben umgeben.

Salma kann davon ein Lied singen. Sie hat lange selbst im Palast gewohnt, bevor sie am Empfang offiziell eingesetzt wurde. Sie kam als Kind dort an, mit ihrer Mutter, sie waren auf der Flucht vor dem Krieg in Afghanistan. Sie erinnert sich noch an den Tag, als sie das erste Mal den Gemeinschaftssaal betrat. Sie näherte sich fasziniert dem großen Flügel, nie zuvor hatte sie ein solches Instrument gesehen. Sie streckte ihre Hand aus und schlug eine Taste an. Ein kräftiger Ton erschallte. Sofort befahl die Mutter ihr, damit aufzuhören, woraufhin die Leiterin von damals in den wenigen Wörtern, die sie auf Paschtunisch gelernt hatte, sagte: *Lassen Sie sie ruhig. Sie darf spielen* . Und dann fügte sie hinzu: *Sie sind hier zu Hause* .

Die kleine Salma wuchs auf zwischen dem Flügel und dem 12 -Quadratmeter-Apartment, das man ihnen zuwies. Weder sie noch ihre Mutter sprachen Französisch. Salma übte Lesen, indem sie die Schilder an den Türen auf ihrem Stockwerk entzifferte; dort ist jeweils der Name eines Stifters oder ein Zitat verewigt. Am Ende kannte sie sämtliche Namen und Zitate auswendig. Der Palast war ihr Spielplatz und zugleich ihr Zuhause, ein unglaubliches Forschungsfeld.

Salma erzählt von Zohra, der Putzfrau, bei der sie Zuflucht suchte, wenn ihre Mutter mit ihr geschimpft hatte. Zohra tröstete sie immer mit ein paar *Ghribiyas* , die sie aus ihrem Kittel hervorzauberte, Salma war verrückt nach diesen Butterkeksen. Sie hat noch genau die Henna-Bemalung vor Augen, die Zohras Stirn, ihr Kinn und ihre Hände schmückte. Das schütze sie vor allem

Ungemach, behauptete Zohra. Sie arbeitet inzwischen seit vierzig Jahren im Palast, womit sie die dienstälteste Mitarbeiterin ist. Sie kennt alle und alles, sie ist die Geheimnisträgerin Nummer eins. Sie redet wenig, aber kann gut zuhören. Zohra sagt, dass man mit den Tränen, die sie hat fließen sehen, ein Schwimmbad füllen könnte. Sie ist es auch, an die man sich wendet, wenn es Konflikte gibt. Die alte Frau ergreift niemals Partei, sie ist weise und besonnen. Selbst die Widerspenstigsten werden zahm, wenn sie es mit ihr zu tun bekommen. In wenigen Monaten wird sie in Rente gehen. Damit wird ein neues Kapitel in der Geschichte des Palastes aufgeschlagen werden. Und für Salma wird es sich auch ein wenig wie ein Abschied von ihrer Kindheit anfühlen.

Salma bedeutet auf Paschtunisch »heil, bei guter Gesundheit«. Sie ist stolz, diesen Namen zu tragen. In ihrer Heimat, erzählt sie, werden die Frauen ihrer Identität beraubt. In Afghanistan dürfen Personen, die nicht mit der Familie bekannt sind, den Namen einer Frau nicht wissen. Man muss sie beim Namen des Mannes nennen. Sie sind »die Frau von«, »die Tochter von«, »die Schwester von«. Im Zweifelsfall sagt man einfach »Tante«. Die Afghaninnen führen keine eigene Existenz im öffentlichen Raum. Diese Tradition besteht vor allem in ländlichen Regionen fort, wo drei Viertel der Bevölkerung leben. Überall im Land kämpfen die Frauen um die Anerkennung ihrer Identität. Lauthals fordern sie ihre Existenzberechtigung ein.

Nachdem sie zehn Jahre im Palast gelebt hat, genießt Salma heute einen anderen Status. Sie ist dort angestellt.

Peer-Helferin , so lautet die offizielle Bezeichnung für Mitarbeiterinnen wie sie. In den Worten der Leiterin bringt Salma »ein Wissen aus Erfahrung« mit, was besagt, dass sie die seelischen Strapazen einer Flucht kennt, dass sie weiß, was es heißt, in Armut zu leben und entwurzelt zu sein. Das, was sie erlebt hat, sei wertvoll, hat die Leiterin gesagt – so hatte Salma es noch nie betrachtet. Man bot ihr eine Ausbildung an, und als sie

diese abgeschlossen hatte, unterzeichnete sie einen Vertrag. Den ersten ihres Lebens.

Heute lebt Salma nicht mehr im Haus der Frauen. Sie hat ihre eigene Wohnung, einen Job, ein Gehalt. Sie ist sich der Chance bewusst, die man ihr gegeben hat. Sie gehört zur viel beneideten arbeitenden Bevölkerung, zu denen, die nützlich sind, die ihren Teil zu einer funktionierenden Gesellschaft beitragen.

Es fällt ihr nicht leicht, in Worte zu fassen, was sie empfindet, wenn sie hinter dem Resopaltresen am Empfang sitzt. Es ist derselbe wie vor zwanzig Jahren. Der Empfangsbereich hat sich trotz der neuerlichen Renovierungsarbeiten kaum verändert. Es gibt den Wandplaner mit all den Freizeitaktivitäten, die Sessel, in denen es sich die Neuankömmlinge bequem machen können. Sie sieht es wieder vor sich, wie sie neben ihrer Mutter sitzt, mit nur einem Koffer – das einzige Gepäckstück, das sie hinüberretten konnten. Ihre Reise hatte Monate gedauert. Sie waren völlig erschöpft gewesen.

Und heute obliegt ihr der Empfang. Sie verwaltet das Kommen und Gehen. Sie heißt willkommen, weist ein, hört zu, so wie sie damals willkommen geheißen und eingewiesen wurde, wie man ihr zugehört hatte. Sie wird von allen im Palast sehr geschätzt. Dieser Ort war ihre Rettung. Sie möchte sich revanchieren für das, was ihr gegeben wurde.

Sie hat es geschafft. Ja, das hat sie, sagt sie voller Stolz, heute ist sie die Hüterin des Palastes.

14

In dieser Nacht findet Solène keinen Schlaf. Zu viele Gefühle, zu viele Gedanken wirbeln ihr durch Herz und Kopf. Sie muss daran denken, was Salma ihr gesagt hat, als sie das japanische Restaurant verließen: Es ist manchmal schwierig, die Tür des Palastes hinter sich zuzuziehen. *Man nimmt immer etwas mit nach Hause.*

Solènes Gedanken kreisen um Binta, Sumeya, Cynthia, um Cvetana, um die Strickerin und die Dame mit den Taschen. Um Salma. Sie weiß nicht, wo sie all diese Fragmente aus dem Leben anderer Menschen hinstecken soll, die beschädigten Biographien, das Leid. Wie wird sie all das nun wieder los? Wie soll sie es vergessen? Sie kann nicht einfach weitermachen, als wäre nichts gewesen.

Sie greift nach den Schlaftabletten, überlegt es sich dann doch anders. Nein, das ist zu einfach. Diesmal wird sie der Versuchung nicht nachgeben. Sie steht auf und knipst das Licht an. Wenn sie schon nicht schlafen kann, dann wird sie eben schreiben. In weiter Ferne wartet schließlich ein kleiner Junge auf Nachricht von seiner Mutter. Solène hat Binta diesen Brief versprochen. Sie schuldet ihn ihr gewissermaßen, und sie will sie nicht enttäuschen, nach allem, was sie geteilt haben.

Sie setzt sich nicht an ihren Rechner, das kommt ihr unangemessen vor. Es gibt Briefe, die man nur mit der Hand schreiben kann. Die einem das Herz diktiert.

Es ist zweifellos eine der schwersten Aufgaben, die ihr jemals anvertraut wurden. *Öffentlicher Schreiber* – bisher hatte sie den tieferen Sinn ihrer Mission noch nicht erfasst. Erst jetzt erschließt sich ihr, was sich dahinter verbirgt: Man führt Menschen die Feder,

die darauf angewiesen sind, leiht ihnen seine Worte, wie ein Bote, der übermittelt, ohne zu bewerten.

Ein Bote, ja, das trifft es.

Binta ist von weit her, aus Guinea, geflohen. Es ist an Solène, sie wieder in ihr Land, sie durch Worte ihrem Sohn zurückzubringen.

Auf diesem wenige Gramm wiegenden Papier liegt das Gewicht eines Lebens. Die Blätter sind leicht und wiegen doch schwer. Es ist keine Kleinigkeit, Übermittlerin einer solchen Botschaft zu sein. Solène bedenkt, wie viel Vertrauen Binta ihr entgegenbracht hat, indem sie ihr ihre Geschichte erzählt hat. Dessen muss sie sich als würdig erweisen. Sie weiß noch nicht, wie sie es am besten angeht, aber sie nimmt sich vor, ihrer Pflicht mit all der ihr zur Verfügung stehenden Aufrichtigkeit, Intelligenz und Sensibilität nachzukommen. Sie will die richtigen Worte finden, und wenn sie die ganze Nacht damit verbringt.

Wie ein Springer von einem Felsen stürzt sie sich in die Leere des Papierbogens vor ihr. Sie schreibt, korrigiert, streicht durch, beginnt von vorn. Wie wendet man sich an ein achtjähriges Kind? Ihr fehlt die Erfahrung auf diesem Gebiet. Sie versucht sich Khalidou vorzustellen, von den Gesichtszügen seiner Mutter und seiner Schwester auf sein Äußeres zu schließen. Und plötzlich hat sie ihn vor Augen. Er ist da. Bei ihr. Sie flüstert ihm sanft die Wörter ins Ohr. Sie sagt ihm, dass seine Mama ihn liebt. Dass er ihr Wertvollstes ist, ihr ganzer Stolz. Sie sagt ihm, dass sie sich wiedersehen werden, eines Tages, sie verspricht es ihm. Sie erzählt ihm ihre Geschichte, eine Geschichte, die noch nicht zu Ende ist, die sie gemeinsam weiterschreiben werden, über die Distanz zwischen Guinea und Paris hinweg. Sie sagt ihm, dass es ihr, und auch Sumeya, gutgeht. Dass sie beide hier in Sicherheit sind. Sie sagt ihm, dass sie an ihn denkt, jeden Tag und jede Nacht, zu jeder Stunde. Dass sie sich vorstellt, wie er groß und stark und schön wird. Wie sehr es sie schmerzt, dass sie das nicht hautnah miterleben darf, aber in Gedanken ist sie immer bei ihm.

Immer, ganz nah.

Während des Schreibens passiert etwas Merkwürdiges. Solène *verwandelt* sich in Binta. Sie *verwandelt* sich in Khalidou. Als schlüpfte sie mittels dieses Briefes abwechselnd in die Haut seiner Absenderin und seines Adressaten. Ein seltsames Gefühl, das sie noch nicht kannte: vom Leben der anderen eingenommen, überwältigt, besetzt zu werden.

Es ist nicht mehr sie, die den Stift hält. Es kommt ihr vor, als beugte sich jemand über ihre Schulter und raunte ihr zu, was in dem Brief zu stehen habe. Die Sätze strömen nur so aus ihr heraus, kristallklar und wie selbstverständlich folgen sie aufeinander, sind wie von Zauberhand miteinander verknüpft. Die Wörter kommen ihr in den Sinn, wie von einer unsichtbaren Muse, einem höheren Wesen diktiert.

Sie ist noch nie in Afrika gewesen. Sie ist nie verstümmelt worden. Sie hat nie ein Kind auf die Welt gebracht, musste nie den Schmerz erleben, es zu verlassen. Sie hat weder Mali noch Algerien durchquert, hat sich nicht im Laderaum eines Frachtschiffs versteckt, die kleine Tochter eng an sie geschmiegt, und tage- und nächtelang nichts getrunken und gegessen. Sie kennt nicht die tiefe Verzweiflung solcher Momente, die Angst, entdeckt und zurückgeschickt zu werden, die einem den Magen zuschnürt. Sie musste nie befürchten, im Dunkeln zu ertrinken, im eiskalten Meer, das schon so viele vor ihr verschluckt hat.

Sie weiß nicht, was es heißt, wenn das Leben die Form eines Kampfes annimmt, eines Überlebenskampfes.

Und dennoch findet sie die Worte dafür. Sie drängen sich ihr auf, als ob Bintas Stimme sich mit ihrer eigenen zu einem ganz sonderbaren Gesang vermischte. Als ob eine Seelentransfusion im Gange wäre, bei der Solène genauso viel gibt, wie sie bekommt.

Es wird bereits Tag. Durch das Fenster dringt das erste Morgenlicht, malt den Himmel und die Dächer rot an. Der Brief ist fertig. Hervorgebracht in einem Akt der Spontanzeugung auf Papier. Solène fühlt sich erfüllt und völlig leer zugleich. Der Brief ist zehn Seiten lang – ein Brief wie ein Fluss, der in Paris entspringt

und in die Bucht von Sangareya mündet, in der Nähe von Conakry, wo Bintas Familie lebt.

Zehn Seiten, um die Liebe einer Mutter zum Ausdruck zu bringen, das war das Mindeste, denkt Solène, bevor sie an diesem Morgen einschläft.

Es war das Mindeste, was sie für Binta tun konnte.

15
Paris, 1925

Vor einer Tasse Kaffee sitzend, nimmt Albin den Artikel vom 28 . November in Augenschein, den Blanche ihm entgegenstreckt. Er liest ihn laut vor:

Ein riesengroßes Gebäude mit 743 Zimmern, mitten in Paris gelegen, an der Ecke der Rue Faidherbe, steht seit über fünf Jahren leer, obwohl die Wohnungskrise in der Hauptstadt immer weiter um sich greift. (…) Es gehört der Stiftung Lebaudy, die es kurz vor dem Krieg als Quartier für alleinstehende Männer erbauen ließ. Die Stadt hatte die Absicht, das Gebäude zu erwerben, musste aber wegen des geforderten Kaufpreises und der erheblichen Kosten für notwendige Renovierungsarbeiten Abstand von diesem Vorhaben nehmen. Es wurden andere Projekte seitens der Pariser Administration in Erwägung gezogen, von denen jedoch keines zustande gekommen ist …

Ungeduldig reißt Blanche ihm die Zeitung aus der Hand und liest selbst fieberhaft weiter:

… 743 mit Fenstern ausgestattete Zimmer, die sich auf fünf Etagen verteilen, eine große Eingangshalle, ein spektakulärer Saal für Empfänge, Waschbecken, Badezimmer, geräumige und gut ausgestattete Küchen (…). Nach seiner Schließung beherbergte es das Ministerium für Altersversorgung, heute allerdings ist es unbewohnt …

Sie hebt den Blick zu ihrem Mann. Albin kennt diesen Ausdruck in ihren Augen. Er weiß genau, was sie jetzt sagen wird.

Zieh dich an. Wir gehen hin.

Doch Albin bewegt sich nicht. Blanche hustet, sie ist völlig ermattet von ihrer Nachtrunde, sie hat keine Minute geschlafen. Er wird sie in diesem Zustand nicht gehen lassen, diesmal nicht. Sie begreift, dass sie etwas tun muss, um seinen Widerstand aufzuweichen, also setzt sie sich zu ihm und erzählt, was sie in der Nacht erlebt hat. Sie erzählt von der jungen Wöchnerin, dem Säugling in der Eiseskälte, den Worten der Bettlerin und dem Defätismus, der sie plötzlich überkam. Diese Zeitungsseite mache ihr wieder Mut, sie gebe ihr neue Energie. Der junge Verkäufer ist nicht aus Zufall in dem Augenblick aufgetaucht, keucht sie. Er ist ein Wink des Schicksals. Blanche hat einen zählebigen Glauben. Dieser Artikel ist ein Aufruf, eine Weisung des Himmels. Eine Mission, die Gott ihr auferlegt.

Ein leerstehendes Gebäude, in Paris! Blanche hat glänzende Augen vom Fieber, aber sie steht gerade und aufrecht vor Albin. Wir müssen es kaufen. Und dort alle obdachlosen Frauen der Stadt unterbringen.

Ihr Mann betrachtet sie mit wachsender Sorge: Das Fieber lässt sie delirieren. Das Haus kaufen? Es kostet Millionen! Im Folgenden bestätigt der Artikel: *Der Untersekretär der Post hätte seine Abteilungen gern dort untergebracht, aber die Kosten haben ihn zurückschrecken lassen.* Selbst die Stadtverwaltung von Paris verfügt nicht über die entsprechenden Mittel! Wie sollten sie es sich leisten können? …

Blanche echauffiert sich: *Ein paar Millionen, na und? Was ist schon eine Million? Tausend mal tausend Francs, zehntausend mal hundert Francs, hunderttausend mal zehn Francs. Wenn es darum geht, hunderttausend mal zehn Francs aufzutreiben, dann werde ich es tun!*

Albin weiß, dass sie dazu imstande wäre: Blanche ist eine Kampfmaschine. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, vermag nichts, sie aufzuhalten. Oft genug haben sie ihren Kampfgeist unter Beweis gestellt. Inzwischen nimmt die Öffentlichkeit sie endlich ein wenig ernster. Man hat aufgehört, die Heilsarmee für eine lächerliche englische Sekte zu halten. Der Müll, mit dem man sie in den Anfangsjahren beworfen hat, ist nur

mehr eine düstere Erinnerung. Die Ablehnung hat sich in Neugier gewandelt. Es hat eine neue Ära begonnen, es ist Bewegung in die Sache gekommen. Politiker und hohe Funktionäre wollen ihr Engagement unterstützen. Dank ihres Stehvermögens haben die Peyrons Paris erobert. Paris, die uneinnehmbare Stadt, hat unter ihrem wiederholten Ansturm die Verteidigung aufgegeben.

Doch Blanche gibt sich nicht mit ein paar gewonnenen Schlachten gegen Hunger und Kälte zufrieden. *Es ist nicht genug* , sagt sie. *Es ist niemals genug* . Eine Aktion muss der nächsten folgen, wie ein Pedaltritt dem anderen auf dem Hochrad. *Hört die Not jemals auf? Nein. Und deswegen können auch wir nicht aufhören* .

Es fehlt ein Ort für Frauen, erklärt sie, ein Platz, der allein ihnen vorbehalten ist. Das *Refugium an der Fontaine-au-Roi* ist nicht groß genug. Allein in Paris leben Tausende, die kein Dach über dem Kopf haben. Und genauso viele sind schutzlos Überfällen ausgeliefert oder müssen sich prostituieren. Schon am Anfang des Jahrhunderts wies der Historiker Georges Picot die Öffentlichkeit auf diesen alarmierenden Umstand hin. *Es gibt nur tausend ehrbare Betten für hunderttausend alleinstehende Frauen!* , warnte er. Seither hat sich die Lage nicht verändert. *Sollen wir das etwa einfach hinnehmen?* , fragt Blanche. *Dieses Kind im Schnee ist unser Kind, all diese Kinder sind unsere Kinder. Wenn wir sie schützen wollen, müssen wir denen helfen, die sie zur Welt bringen. Das hat absolute Priorität* .

Albin kennt die Realität, die sie beschreibt. Er hat sie selbst gesehen, die Frauen, die bettelnd mit ihren Kindern bei Wind und Wetter die Alleen säumen. Er ist sich der Verzweiflung dieser Mütter bewusst, die mit leerem Magen umherirren, weil sie das letzte Stück Brot ihren Kleinen gegeben haben. Die fortgesetzte Wohnungskrise im Land trifft die Frauen besonders hart. Sie stehen an vorderster Front, sie zählen zu den ersten Opfern.

Es grenzt an Wahnsinn, dieses Haus zu kaufen, das ist Blanche klar, und die Peyrons sind weit davon entfernt, verrückt zu sein.

Was Albin jedoch mehr Sorgen macht als das Ausmaß des Vorhabens, ist Blanches Gesundheit. Ihre Lungenentzündung wird immer schlimmer, sie leidet an einer fortschreitenden Schwerhörigkeit und unter Migräneanfällen, die sie völlig außer Gefecht setzen. Ihre Zähne schmerzen, ihre Knochen ebenso. Ein Hüftleiden fesselt sie regelmäßig ans Bett. Das Leben im Dienst der Heilsarmee, im Dreck und in der Kälte, hat Spuren hinterlassen. Doch Blanche beklagt sich nicht, mit Würde schweigt sie sich darüber aus. Selbst als Doktor Hervier ihr Jahre später niedergeschlagen mitteilt, dass sie einen metastasierenden Krebs hat, sagt sie zu niemandem ein Wort. Es bleibt ihr Geheimnis, und unterdessen führt sie ihren Kampf fort, ohne viel Aufheben darum zu machen, wie immer.

In diesem Moment steht sie in der Küche und wehrt jeden Einwand ab, den Albin vorbringt. Sie erinnert ihn an ihre oberste Verpflichtung, an ihr gemeinsam abgelegtes Gelübde, die Armee stets *als ein großes Rettungsnetz zu begreifen, dessen Maschen so eng geknüpft werden müssen, dass niemand hindurchfällt* . Die Maschen sind noch zu groß, schnaubt Blanche, Frauen und Babys finden keinen Halt. Albin gibt sich schließlich geschlagen. Gegen das vielfach wiederholte Versprechen, einen Arzt aufzusuchen, bekommt Blanche seine Zustimmung: Sie werden sich die Sache ansehen, noch am selben Tag.

Sie nehmen die Straßenbahn, um ans rechte Seineufer zu gelangen, und gehen dann zu Fuß weiter, die Rue Faidherbe hinauf, bis diese auf die Rue de Charonne trifft. Blanche nimmt das riesige Gebäude, das die Kreuzung beherrscht, in Augenschein. Seine monumentale Backsteinfassade überragt alle anderen Häuser des Viertels. Man könnte meinen, es handele sich um eine Festung, eine Zitadelle.

Sie erklimmen die Treppenstufen zum Hauptportal, wo sie ein Gehilfe des Hauses Lebaudy erwartet. Als Albin bei der Stiftung anrief, eine Stunde zuvor, hatte sich der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung erstaunt gezeigt. Seit Monaten

interessiere sich niemand mehr für das Gebäude, den meisten sei es zu teuer und zu groß. Und so erklärte man sich sofort bereit, einen Angestellten für eine Besichtigung zu entsenden.

Die Peyrons folgen dem Mann durch die Eingangshalle. Blanche ist begeistert von der Helligkeit, die an diesem Ort herrscht. Sie steht in einem großen, lichtdurchfluteten Raum mit einem spitz zulaufenden Glasdach. Nach den dicken Schneeflocken des Vortages leuchtet der Himmel nun blau. Sonnenstrahlen tauchen den Boden in Licht. Von draußen dringt kein Lärm herein, als hätte der Rest der Welt sich in Luft aufgelöst. Blanche ist durchströmt von einem Gefühl heiterer Gelassenheit. Hier könnte sie ihr Leben verbringen, überlegt sie, in diesem in Ruhe und Licht badenden Saal. Ein ganzes Leben, um zu beten.

Der Angestellte hat es eilig mit der Besichtigung. Er führt sie durch Versammlungsräume, einen Teesalon und die Bibliothek. Blanche betrachtet die Keramikfliesen am Boden, das Mosaikpflaster, das Wände und Decken schmückt. Jedes Zimmer besitzt große Fenster. Alle Räume sind geschmackvoll ausgestattet. Dann gelangen sie in einen riesigen Saal – hier finden mindestens sechshundert Leute Platz, erklärt der Angestellte, und tausend, wenn sie stehen. Blanche ertappt sich bei der Vorstellung, wie man diesen Raum nutzen könnte: als Volksküche für die Armen, die aber auch den übrigen Anwohnern des Viertels offensteht. Eine gigantische Kantine für die nichtprivilegierte Schicht. Man könnte hier auch eine Weihnachtsfeier organisieren, ein großes Fest für alle, die sich sonst keines leisten können.

Der Lebaudy-Entsandte geht die Treppe in den Wohnbereich hinauf. Hunderte Zimmer, verteilt auf scheinbar unendlich lange Gänge, die sich um zwei Innenhöfe winden – ein wahres Labyrinth, denkt Blanche. Man müsste Schilder zur Orientierung anbringen. Dieser Ort ist wie eine eigene Stadt. Eine eigene Stadt mitten in Paris.

Schließlich erreichen sie das Dach, es ist zu einer Terrasse ausgebaut. Blanche stockt der Atem angesichts des Panoramas. Sie erkennt die Alleen, die Bahnhöfe, die Kirchen, die historischen

Monumente. Paris breitet sich wie ein Stadtplan vor ihren Augen aus. Überwältigt schaut sie auf das Treiben der Metropole und hört den Erläuterungen des Angestellten nur mit halbem Ohr zu. Die Stiftung Lebaudy ließ das Gebäude 1910 errichten, es sollte einfachen Fabrikarbeitern und Handwerkern ein bescheidenes Quartier ermöglichen. Als 1914 die Mobilmachung angeordnet wurde, leerten sich die Zimmer nach und nach. Es wurde daraufhin in ein Kriegslazarett umgewandelt, in das die ehemaligen Pensionäre als Verletzte oder Sterbende zurückkehrten.

Blanche ist mit ihren Gedanken woanders. Dieser Ort ist unglaublich, aber leider unerschwinglich. Die Renovierungsarbeiten würden noch einmal genauso viel kosten wie der Erwerb der Immobilie. Im Ganzen müssten sie sieben Millionen Francs auftreiben. Über solche Gelder verfügt die Armee leider nicht. Dabei könnte man ihr Vorhaben nirgends besser als hier in die Tat umsetzen. Aber wie sollten sie es zuwege bringen? Blanche fühlt sich hin und her gerissen, sie schwankt zwischen Begeisterung und Verzagtheit.

Die Besichtigung neigt sich dem Ende zu. Der Angestellte findet abschließende Worte. Er begleitet sie zum Ausgang und erwähnt, dass das Bauwerk auf dem Grundstück eines ehemaligen Klosters steht, der Ordensgemeinschaft der Töchter vom heiligen Kreuz – kontemplative Dominikanerinnen, denen es seinerzeit oblag, junge Mädchen im Glauben zu erziehen. Gemäß dem Gesetz, das jede konfessionelle Erziehung untersagt, hat man den Orden Anfang des Jahrhunderts aufgelöst, die Schwestern fortgejagt und das Kloster geschlossen. Die gesamte Anlage wurde abgerissen: Zu dem Stift gehörten auch eine Kapelle, ein Gemüsegarten und ein Friedhof. Blanche taucht aus ihren Gedanken wieder auf. Ein Bild nimmt sie gefangen. Sie sieht plötzlich diese Frauen vor sich, die vertriebenen Ordensschwestern, die hier in einer Gemeinschaft zusammenlebten: wie sie beten, in einer Ecke ihrer Zelle, unter den Rundbogen der Kapelle, in der Mitte des Gemüsegartens. Sie

sind spürbar, wie sie da begraben liegen zu ihren Füßen, unter dem Fundament des Gebäudes, das sie soeben besichtigt haben. Ihre Seelen und ihre Geister spuken in diesen Mauern. In jedem Gebet schwingen ihre Stimmen mit. Blanche kann ihre Anwesenheit wahrnehmen, sie kann sie hören. Sie sind da.

Und in diesem Augenblick besteht kein Zweifel mehr. Sie weiß: An diesem Ort muss sie ihr Projekt realisieren. Dieser Raum gehört den Frauen. Sie wird ihnen zurückgeben, was man ihnen genommen hat.

Wir werden das Geld zusammenbekommen , schwört sie sich. *Ja, wir werden es zusammenbekommen, und wenn es mich meine Gesundheit kostet* .

Dieser Ort ist kein Absteigequartier. Es ist ein Palast.

16
Paris, heute

Binta lauscht mit halb geschlossenen Augen. Sie sagt nichts, lässt die Wörter abspulen wie bei einem Rosenkranzgebet.

Solène sitzt neben ihr, liest ihr mit leiser Stimme vor, was sie zu Papier gebracht hat. In der Nacht sind die Wörter zu Hunderten, zu Tausenden aus dem Nichts zu ihr geströmt, haben sich in vollständigen Sätzen auf den Briefbogen ergossen. Solène musste nicht viel machen. Sie hat ihnen freien Lauf gelassen, hat sich darauf beschränkt, sie ein wenig zu ordnen, ihnen eine schöne Gestalt zu geben, ihnen ein paar Manieren beizubringen – die unbezähmbaren mussten zurücktreten. Khalidou sollte keine Angst bekommen, wenn er sie las. Sein Vater sollte den Brief nicht zerreißen.

Nun können sie sich blicken lassen. Solène ist stolz auf sie, wie sie es auf tobende Kinder wäre, die sie für einen feierlichen Akt zurechtgemacht hat. Ihre Wörter sind schön, wie sie da auf dem Papier ruhen. Sie ist glücklich, ihnen ihre Stimme zu leihen, sie Binta zu Gehör zu bringen, hier, im Gemeinschaftssaal.

Es folgt eine Stille auf Solènes Lektüre. Binta zeigt keinerlei Reaktion. Sie nimmt sich Zeit, als brauchte sie ein Stressventil nach all diesen Wörtern. Sie haben Kraft, und es sind viele. Sie sind stärker als sie. Es sind nicht ihre Wörter, aber sie erkennt sie wieder. Sie versteht sie.

Schließlich hebt sie den Blick zu Solène und sagt: *Es ist gut.* Nichts weiter, ein Satz, der aufs kürzeste zum Ausdruck bringt, dass sie einverstanden ist: *Das passt mir* . Du hast begriffen, was ich empfunden habe, und du hast es auf diese Papierbogen geschrieben, die jetzt zu meinem Sohn davonfliegen werden. Er

wird sie in seinen Händen halten, sie werden ihm von meiner Liebe, meinem Schmerz, meinem Kummer erzählen. Es steckt etwas von meinem Herzen in deinen Wörtern, dank deiner Hilfe kann ich ihm ein Stück meines Herzens schicken.

Es ist gut . Solène nimmt diesen knappen Satz wie ein großes Geschenk entgegen. Sie hat sich nicht geirrt. Sie hat die Mission nicht vermasselt, sie hat Bintas Vertrauen nicht verraten.

Es gibt dennoch eine letzte Kleinigkeit zu regeln. Der Brief muss unterschrieben werden. Solène wollte das nicht übernehmen, weil sie findet, dass es ihr nicht zusteht. Sie hat die Wörter zwar gefunden, aber sie gehören Binta. Einen Brief zu unterschreiben heißt nicht nur, dass man seinen Namen daruntersetzt. Man nimmt ihn damit für sich in Anspruch, macht ihn zu seinem Brief. Man eignet sich ihn an.

Und so greift Binta nach Solènes Stift und schreibt unten auf die letzte Seite des Briefs ein Wort, das für sich genommen eine ganze Welt bedeutet: *Mama* .

Solène spürt, wie sich ihr Herz zusammenzieht. Es verbirgt sich auch ein wenig von ihr hinter diesem Wort, schlummernd zwischen Tinte und Papier, wie ein blinder Passagier. Doch sie weint diesmal nicht. Sie ist zutiefst berührt, kann die Tränen jedoch zurückhalten.

Der Moment ist gekommen, den Brief zusammenzufalten und in den Umschlag zu stecken. Binta will ihn selbst zur Post bringen. Bevor sie sich davon trennt, haucht sie einen Kuss auf das Papier, so wie sie sich damals, in der Nacht ihres Aufbruchs, von Khalidou mit einem Kuss auf die Stirn verabschiedete, ohne ihn aufzuwecken. Ein allumfassender und doch sanfter Kuss, der seinen Weg zu ihm finden wird.

Entschuldigung! Abrupt wird Solène aus ihren Gedanken gerissen. Erst jetzt bemerkt sie Cynthia. Binta hat sich erhoben und wendet sich, ihren Brief in der Hand, zum Gehen, um eine erneute Auseinandersetzung zu vermeiden. Zwischen Cynthia und den Tatas herrscht seit geraumer Zeit Krieg.

Aber es ist nicht Binta, von der Cynthia an diesem Nachmittag etwas will. Sie steuert geradewegs auf Solène zu und nimmt Platz. Sie möchte sie um etwas bitten, verkündet sie. Nicht um einen Brief. Zumindest nicht direkt.

Es ist das erste Mal, dass Solène Cynthia offiziell begegnet. Sie hätte es lieber gehabt, wenn Binta an ihrer Seite geblieben wäre. Die junge Frau macht ihr Angst. Wenn sie redet oder sich an jemanden wendet, klingt es immer wie eine Beleidigung, ein fortwährendes Fluchen. Sie kommt Solène vor wie ein Dampfkochtopf, der unter Hochdruck steht und im nächsten Augenblick explodieren wird.

Cynthia mustert sie mit hochgezogener Augenbraue, bevor sie ihr Anliegen näher erläutert. Sie liegt mit der Verwaltung des Palastes im Clinch. Seit längerer Zeit schon möchte sie in ein anderes Zimmer ziehen. Sie hält es im zweiten Stock nicht mehr aus mit den Tatas, den Kinderwagen, den schreienden Babys, den Herdplatten, die praktisch nie funktionieren. Seit Monaten hat sie nichts Warmes gegessen und schläft nicht mehr. Sie hat sich schon tausendmal beschwert, aber alles Klagen hilft nicht. Sie sei hier nicht im Hotel, hat man ihr gesagt, man kann nicht einfach das Zimmer wechseln. Sobald jemand auszieht, wird alles neu gestrichen, damit die zukünftigen Bewohner sich wohlfühlen. Man werde solche Renovierungsarbeiten nicht wegen persönlicher Befindlichkeiten beliebig ausweiten. Cynthia kann noch so oft sagen, dass sie keinen neuen Anstrich benötigt, sie will einfach nur in Frieden schlafen, was ihr in ihrem aktuellen Zimmer nicht gelingt – man kommt ihrer Beschwerde nicht nach.

Eines Tages , sagt sie, *werde ich abhauen. Aus dieser Hölle.* Alles im Palast geht ihr auf die Nerven, das Zusammenwohnen auf so engem Raum, die fehlende Freiheit, die Hausordnung, in der die Besuchszeiten geregelt sind, die Aufseher, die den kleinsten Fehltritt sanktionieren. Nichts passt ihr hier. Sie hat sich an die Sprecherin der Wohngemeinschaft gewendet, die einen Sitz im Verwaltungsrat hat, aber ihre Stimme wurde nicht gehört. Und so was nennt sich Sprecherin! Das Mädel wollte keine Welle machen. Die haben doch alle nur Angst, wieder auf der Straße zu landen,

sie sind einfach feige. Nur Cynthia sagt laut, was sie denkt. Sie schert sich nicht darum, ob das gut ankommt. Sie wollen einen hier mit allen möglichen Strafmaßnahmen mundtot machen. Ihr haben sie einen Monat lang untersagt, Besucher zu empfangen, angeblich, weil sie sich mit einer der Tatas geprügelt hat. Die Alte wollte Stress, also hat sie ihn bekommen. Es ist Cynthia aber völlig egal. Sie bekommt sowieso keinen Besuch. In dieses Drecksloch lädt sie niemanden ein, nein, danke. Sie hasst sie alle hier, außer Salma vom Empfang, sie ist die Einzige, die in Ordnung ist.

Also, es wäre bestimmt hilfreich, wenn Solène einmal mit der Leiterin sprechen würde. Auf sie würde man hören.

Solène ist die Situation unangenehm. Sie weiß nicht, wie sie mit Cynthias Groll umgehen soll, mit dieser Wut, die sie der Welt entgegenspuckt. Salma hat sie vorgewarnt, Cynthia kann sehr aggressiv werden. Es ist schon vorgekommen, dass sie im Gemeinschaftssaal randaliert und dabei Tische und Stühle zertrümmert hat. Besser, man schürt ihren Ärger nicht. Solène fühlt sich nicht gewappnet.

Trotzdem kann sie ihrer Bitte nicht nachkommen. Sie hat nichts mit dieser Sache zu tun. Es ist keine Feigheit, sondern Hellsichtigkeit. Solène ist neutral und möchte es bleiben. Sie weiß, wo ihr Platz ist, sie hat ihn gerade erst gefunden. Keineswegs hat sie die Absicht, eine Revolution im Palast anzuzetteln. Sie ist eine Schreiberin, kein Sprachrohr. Jeder hat seine Grenzen, und da verlaufen ihre.

Sie versucht, Cynthia zu erklären, dass sie ihr dabei helfen kann, einen Brief an die Direktion zu schreiben, dass sie jedoch keine Partei in diesem Konflikt ergreifen wird. Cynthias Gesichtszüge verändern sich. In einem Ausdruck von Wut und Verachtung verzieht sie den Mund.

Du bist also wie sie , fährt sie Solène an. *Du sitzt hier vollkommen nutzlos rum. Warum kommst du überhaupt her? Ist es bei dir zu Hause so langweilig, dass du dir hier ein bisschen Theater anguckst? Macht sicher Spaß, sich das Unglück der anderen reinzuziehen. Gefällt dir dein kleines, aufgeräumtes Leben danach noch ein bisschen besser? Dein kleines*

Scheißleben in deinem schicken Viertel? Briefe zu schreiben, was glaubst du, wem das hier etwas bringt? So was brauchen wir hier nicht! Du hast wirklich überhaupt keine Ahnung, was hier los ist! Kommst einmal die Woche her, um dir die Zeit ein wenig zu vertreiben, ach ja, heute ist ja mein Prekariatskurs! Du beruhigst dein Gewissen, und dann gehst du wieder nach Hause, schließt die Tür hinter dir und denkst nicht weiter drüber nach! Geh doch einfach wieder in dein schönes Viertel zurück und bleib am besten gleich da! Hier bist du überflüssig! Niemand braucht dich hier!

Sie beendet ihre Schmährede, indem sie Solènes MacBook mit einer energischen Handbewegung vom Tisch fegt. Alarmiert durch das Gebrüll, stürzt Salma vom Empfang herüber. Zu spät. Das Unglück ist passiert. Cynthia verlässt fluchend und keifend den Raum.

Auch die Leiterin kommt die Treppe heruntergeeilt. Fassungslos steht sie vor dem angerichteten Schaden. *Schon wieder Cynthia?* , erkundigt sie sich.

Ja , seufzt Salma. *Schon wieder Cynthia* .

17

Die hochmoderne Technologie hat vor Cynthias Attacke kapituliert. Das MacBook lässt sich nicht mehr einschalten. Entsetzt über den Zwischenfall, hat die Leiterin Solène versprochen, dass die Verwaltung die Kosten für die Reparatur übernehmen wird. Doch Solène hat abgelehnt, sie möchte kein Geld vom Palast. Sie kennt einen IT ler, der sich darum kümmern wird. Es gibt Schlimmeres als einen kaputten Computer.

An diesem Abend bringt sie keinen Bissen herunter. Sie hat weder die Spieße noch die Maki-Rollen beim Japaner angerührt. Salma sitzt neben ihr, versucht sie zu trösten: Sie ist nicht die Erste, die Cynthias Wut zu spüren bekommen hat. Im Palast haben schon viele dieses Vergnügen gehabt.

Alle kennen ihre Geschichte. Cynthia wurde nach ihrer Geburt von ihren Eltern im Stich gelassen und wuchs in Pflegefamilien und Heimen auf. Wie eine Wildpflanze, ohne Liebe, ohne Stabilität. Aus jeder Einrichtung schickte man sie wieder fort, mit sechzehn hat sie die Schule abgebrochen. Als sie volljährig war, fand sie sich auf der Straße wieder, ohne Arbeit, wie die meisten jungen Menschen in ihrer Situation. Sie traf auf die falschen Leute, aber leider auf die richtige Droge. Die sie weit weg von ihrer mäandernden Existenz trug. Um sich den Stoff zu besorgen, war sie zu jeder Dummheit bereit. Zu jeder, die man sich vorstellen kann, und auch zu allen anderen, die das durchschnittliche Vorstellungsvermögen sprengen.

Eines Tages stellte sie fest, dass sie schwanger war. Sie wollte das Baby unbedingt behalten, es war kein Unfall gewesen. Cynthia hatte nie eine Familie gehabt, war nie geliebt worden. Sie hatte das Bedürfnis, sich an jemanden zu binden, um ihrem Leben einen

Sinn zu geben. Dieses Kind war ihre Chance. Ein Neuanfang. Es würde sie wieder aufrichten, die Wunden heilen.

Für dieses Kind war sie bereit, einen Entzug zu machen.

Doch als es geboren wurde, war sie völlig hilflos. Überwältigt von dem Gefühl, kein Recht darauf zu haben, und der Ohnmacht. Wie sollte man Mutter sein, wenn man selbst keine Eltern hatte? Wie sollte man geben können, wenn man nie bekommen hatte? Sie spürte unendliche Liebe, die sie überforderte, sie hatte Angst, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Schon bald meldeten sich ihre Dämonen zurück. Der Vater des Kindes verließ sie. Und Cynthia stürzte erneut ab.

Als der Richter ihr das Sorgerecht für ihren Sohn entzog, brach sie zusammen.

Heute rührt sie nichts mehr an, sie schwört, dass sie *clean* ist. Sie kämpft darum, ihren Kleinen wiederzubekommen. Er ist mittlerweile fünf Jahre alt. Man hat ihn in einem Heim untergebracht. Cynthia weiß genau, was das bedeutet. Sie will so ein Leben nicht. Sie erträgt es nicht, ihn einmal im Monat in einem grell angestrichenen Besuchsraum zu sehen, in Anziehsachen, die nicht sie für ihn ausgesucht hat, in Begleitung von Menschen, die ihr unbekannt sind. Nicht sie liest ihm abends im Bett Geschichten vor oder tröstet ihn in der Nacht, wenn er schlecht träumt. Sie darf keinen der wichtigen Momente in seinem Leben mit ihm teilen. Die verlorene Zeit lässt sich nicht aufholen: Niemals wieder wird er seine ersten Schritte machen, seinen ersten Tag im Kindergarten erleben, und sie wird nicht dabei sein, wenn er zum ersten Mal ins Kino geht.

Vierundachtzig Stunden im Jahr, sie hat nachgerechnet. Nur so viel Zeit gesteht man ihr mit ihrem Kind zu. Das Heim befindet sich weit außerhalb der Stadt, Cynthia muss sparen, um sich die Fahrten leisten zu können. Aber sie genießt die Momente nicht einmal, die sie mit ihm verbringt. Ihr Blick ist immer auf die Uhr geheftet, sie sieht zu, wie die Stunden vergehen. Sie weiß, dass ihr Sohn genau wie sie auf den nächsten Monat wartet und am Ende des Tages wieder seiner Wege gehen wird.

Sobald sie sich von ihm verabschiedet hat, fühlt sie sich verlassen, wie eine Waise. Sie durchlebt erneut das Drama ihrer Kindheit, nur in vertauschten Rollen, ein Albtraum, der nicht enden will. Niemand kann ihren Kummer lindern.

Also flüchtet Cynthia sich in Wut. Sie ist wütend, weil sie keine Wahl hat, weil sie sich etwas anderes für ihren Kleinen gewünscht hätte. Weil die Geschichte sich wiederholt, schonungslos, und weil sie selbst nicht in der Lage ist, ihr eine andere Richtung zu geben. Sie ist wütend, weil Liebe allein nicht immer ausreicht.

Sie zürnt der ganzen Welt. Dem Familienrichter, den Sozialhelfern, den Pflegefamilien, den Angestellten im Palast, den Tatas, der Frau mit den Taschen, sogar Menschen, die sie gar nicht kennt. Manche leben mit ihren Kindern im Palast – das hält sie kaum aus. Sie will ihre Kinderwagen nicht ständig im Blick haben, will nachts kein Babygeschrei hören. Das erinnert sie zu sehr daran, dass ihr eigener Sohn an einem anderen Ort schläft, weit weg von ihr.

Deswegen ist sie so gereizt, schreit wie ein verletztes Tier, wie eine Wölfin, der man ihr Junges entrissen hat. Wie ein tollwütiges Vieh hält sie alle auf Abstand. Und beißt jeden, der versucht, ihr zu helfen.

Sie fühlt sich wie eine Gefangene im Palast. Manchmal schlägt sie mit dem Kopf gegen die Wand, ganze Nächte lang. *Aber ihr Gefängnis ist nicht das Heim* , sagt Salma. Was Cynthia so vehement einfordert, ist nicht ein anderes Zimmer, sondern ein anderes Leben. *Woran es einem in der Kindheit mangelt, daran wird es einem ewig mangeln. Es ist nun einmal so: Wer am Tisch des Vaters nicht ausreichend isst, wird niemals satt werden.*

Cynthia, die ewig Hungrige.

Niedergeschlagen kehrt Solène in ihre Wohnung zurück. In ihrem Kopf spuken die harschen Worte, die Cynthia ihr entgegengeschleudert hat. *Geh nach Hause.* Dabei hatte sie gerade angefangen, sich im Palast zurechtzufinden, sich *nützlich*

zu fühlen; nun hat Cynthia sie mit ihrer Wut aus der Bahn geworfen.

Geh nach Hause , das bedeutet: *Du bist nicht wie wir. Du hast mit den Frauen an diesem Ort nichts gemein. Das Leben hat dich verschont, du kannst uns weder verstehen noch helfen. Du wirst nie eine von uns sein, und dein gutes Gewissen interessiert uns einen feuchten Dreck. Das kannst du für dich behalten.*

Geh nach Hause , das bedeutet: *Du hast nicht das Recht, hier zu sein* .

Was Cynthia mit all ihrem Zorn und ihrer Verachtung hinterfragt, ist Solènes Legitimierung. Der Blick *derer da oben* auf *die da unten* . Was bildet sie sich ein, dass sie herkommt, in das Leben der Frauen tritt und dann wieder verschwindet, sobald ihre Sprechstunde beendet ist?

Cynthias Sturmlauf hat Solène erschüttert. Sie hat damit einen wunden Punkt berührt, Solène ist ja tatsächlich nicht gekommen, um all diesen Frauen zu helfen, sondern um sich selbst etwas Gutes zu tun. Der Palast als Therapie – darum geht es. Sobald sich ihr Zustand verbessert, braucht sie nur die Tür hinter sich zuzuziehen und kann wieder ihrem gewohnten Alltag nachgehen. Dieser Ort ist nicht mehr als ein Zwischenspiel in ihrem Leben. Ein ernüchterndes Zwischenspiel.

Ein Zumba-Kurs, ein paar Briefe, und schon glaubte sie, sie sei akzeptiert. Dachte, sie habe sich ihren Platz im Palast erobert. *Das wäre zu einfach* , erwidert Cynthia. *Geh nach Hause.*

Voll Bitterkeit lässt Solène den Kopf hängen, sie fühlt sich erbärmlich. *Armes kleines reiches Mädchen* lautet der Titel eines Stücks von Claude François. Sie wollte ihre Depression heilen, indem sie sich mit noch unglücklicheren Menschen umgab. Wem glaubte sie zu helfen?

Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Sicher, ihr Psychiater hat sie dazu gedrängt, und Léonard hat sie beinahe gegen ihren Willen engagiert. Zugegebenermaßen hatte sie überhaupt keine Lust gehabt, auch nur einen Fuß in den Palast zu setzen. Aber dann

hat sie dort viel mehr gefunden, als sie gesucht hat: Bintas *Es ist gut* , Sumeyas Augen, die Zwei-Euro-Frau, die vielen Tassen Tee und den Zumba-Kurs. Was Solène erlebt hat, die Momente, die sie teilen durfte, hat sie nicht geträumt. Sie hat Austausch und Verbundenheit empfunden, als sie in Bintas Armen weinte.

Seit einiger Zeit geht es ihr besser. Sie ist allmählich wieder im Vollbesitz ihrer körperlichen und seelischen Kräfte. Die Abhängigkeit von den Medikamenten lässt nach. Ihr Psychiater hat die jeweilige Dosis heruntergesetzt. Er sagt, er sei zuversichtlich.

Sinn – das ist es, was Solène hinter den Mauern des Palastes findet. Sie fühlt sich als ein nützliches Mitglied der Gemeinschaft.

Sie muss sich nicht rechtfertigen, es ist unwichtig, ob sie in einem schicken Viertel wohnt oder nicht. Sie ist da. Und das zählt am Ende. Trotz der Enttäuschungen, trotz der Unterschiede. Trotz des verwüsteten Computers und Cynthias Beleidigungen.

Öffentlicher Schreiber meint Schreiber für die *Öffentlichkeit* , für *jede* Öffentlichkeit. Cynthia hat sie in die Enge getrieben, sie hat sie ins Wanken gebracht, aber Solène wird nicht umfallen. Sie wird die Provokationen und Anfechtungen nicht an sich heranlassen. Sie wird am nächsten wie an allen folgenden Donnerstagen wiederkommen. Wenn sie keinen Rechner mehr hat, nimmt sie eben Papier und Stift. Das werden ihre Waffen sein, ihre Verbündeten. Sie sehen nach nichts aus, aber sie haben Schlagkraft, das weiß sie.

Sie wird damit vielleicht nicht die Geschichte des Palastes umschreiben und auch nicht das Leben dieser Frauen von Grund auf verändern, aber sie trägt ihren bescheidenen Teil bei, wie der Kolibri in der Fabel von Pierre Rabhi, die Salma ihr erzählt hat: Als eines Tages ein furchtbarer Brand im Wald ausbrach, schauten die Tiere der Katastrophe wie gelähmt zu. Nur ein kleiner Kolibri setzte sich in Bewegung, füllte seinen Schnabel mit Wasser und warf kleine Tropfen auf die Flammen. Armer Verrückter, sagte das Gürteltier, damit wirst du das Feuer nicht löschen. Ich weiß, gab der Kolibri zurück. Aber wenigstens habe ich meinen Beitrag geleistet.

Solène ist genau das: ein kleiner, aus dem Nest gefallener Vogel, der versucht, einen Brand zu löschen. Ihr Handeln ist unbedeutend, nicht der Rede wert – lächerlich, wie manche sagen würden.

Aber sie leistet ihren Beitrag.

18

Am Morgen hat Léonard angerufen, um sich zu erkundigen, wie es läuft. Nach dem *Cynthia-Orkan* ist Solène wie ein braver kleiner Soldat an die Front zurückgekehrt. Inzwischen geht sie ohne Rechner aus dem Haus, nur mit einem Block Papier und einem Bleistift in der Tasche.

Immer mehr Frauen nehmen ihre Dienste in Anspruch. Solène musste ihre Stundenzahl bereits erhöhen; nicht selten hat sie bis spätabends zu tun. Oft nimmt sie Briefe mit nach Hause, um sie fertig zu schreiben, sie liest sie sich gern noch mal in Ruhe durch, beginnt von vorn oder gibt ihnen den letzten Schliff. Manche Ideen kommen ihr auch nachts. Dann steht sie früh auf, um sie auszuarbeiten. Sie merkt, dass sie äußerst produktiv ist, wenn es darum geht, etwas zu Papier zu bringen, und das gefällt ihr. Sie findet plötzlich ihre Worte wieder, ihre geliebten Worte, die ihr so gefehlt haben. In den letzten Jahren glaubte sie schon, sie hätte sie unwiederbringlich verloren. Dabei sind sie da, ganz nah. Sie haben sie nicht verlassen.

Im Palast wird ihre Arbeit sehr geschätzt. Solène beherrscht die Kunst des schönen Formulierens, ob es sich um einen Antrag handelt oder um einen Lebenslauf, der ausgeschmückt werden will. Diesen kreativen Part ihres Jobs erfüllt sie nur zu gern. Es ist ja nicht gelogen, erklärt sie den Bewohnerinnen: In der Arbeitswelt muss man sich von seiner besten Seite zeigen. Jedes Detail zählt, eine Kleinigkeit kann den Unterschied ausmachen. Eine der Frauen eröffnet ihr, dass ihre einzige Berufserfahrung darin besteht, Socken und Slips auf Märkten verkauft zu haben. Solène schlägt daraufhin folgenden Wortlaut vor: *Beruflicher Werdegang im Verkauf von Konfektionsartikeln* . Und gibt ein paar Tipps, wie man sich im Bewerbungsgespräch präsentieren sollte. Die junge

Frau verabschiedet sich zufrieden, mit einem Lebenslauf in der Hand. Eine Woche später hat sie einen Job in einer Boutique – eine Vertretung, halbtags, weit entfernt von einem festen Arbeitsplatz, aber immerhin. Ein kleiner Schritt auf einem steinigen Weg.

Solène hat inzwischen »Stammkundinnen«, die sie jeden Donnerstag aufsuchen. Neben den anderen, die hin und wieder kommen, und den Neuen, die von ihr gehört haben und sie um Rat bitten. Schon bald muss sie ihre Gesprächstermine organisieren. Zu Beginn ihrer Sprechstunde verteilt sie nun, in der Reihenfolge des Eintreffens, bunte Post-its mit Nummern an die Frauen. Manche haben es eilig, andere protestieren, wieder andere verhandeln, tauschen ihr Ticket gegen eine Gefälligkeit. Cvetana ist grundsätzlich die Letzte. Sie stellt sich nicht in die Schlange. Mit ihrem Trolley marschiert sie an allen vorbei, ignoriert das allgemeine Murren und erkundigt sich nach Antwort auf ihren Brief an die Königin: *Hat Elizabeth geschrieben?* Worauf Solène stets erwidert: *Immer noch nicht* . Cvetana zuckt mit den Schultern, seufzt enttäuscht und geht. Sie wird beim nächsten Mal wieder nachfragen.

So spielt es sich Donnerstag für Donnerstag ab.

Solène verbringt ihre Nachmittage damit, Briefe zu schreiben, Ratschläge zu erteilen, sich bei einer Tasse Tee zu unterhalten und die Bonbons zu zählen, die Sumeya treu mit ihr teilt. Solène isst keines davon. Aber sobald sie nach Hause kommt, steckt sie sie in das Marmeladenglas, das sich inzwischen gefüllt hat. Sie betrachtet es gern, die bunten Süßigkeiten sind wie kleine Trophäen, wie winzige Siege über Eintönigkeit und Trübsinn.

Sumeya verharrt in ihrem Schweigen, das Sprechen überlässt sie ihren Bonbons. Sie haben eine universelle Sprache.

Solène hat sich offiziell für den Zumba-Kurs eingeschrieben, sie besucht nun regelmäßig mit den Tatas Fabios Unterricht. Auch wenn sie nach wie vor kein Rhythmusgefühl entwickelt hat, lassen

sich ihre Fortschritte nicht von der Hand weisen. Und nach wie vor trägt sie Bintas T-Shirt – sie wollte es ihr zurückgeben, aber Binta bestand darauf, es ihr zu schenken, als Dank für den Brief an Khalidou –, das Shirt ist zwar ungefähr zehn Nummern zu groß, aber Solène fühlt sich wohl darin, wie in einem alten Pulli, den man immer wieder gern anzieht. Die Tatas machen sich oft lustig über ihre mangelnde Beweglichkeit. *Du bist steif wie ein Besenstiel!* , ruft Binta. *Dein Becken ist blockiert! Du musst mehr ins Hohlkreuz gehen. Sieh mal, der Schwung kommt aus den Hüften!* Einmal bilden die Tatas einen Kreis um Solène, klatschen in die Hände, um sie anzufeuern. Das Lied, das dabei läuft, erzählt von einem Stück Sonne in der Hosentasche, und es entspricht dem, was Solène, umgeben von diesen Frauen mit ihren geschmeidigen, gelösten Körpern, empfindet: ein bisschen Licht und wiedererlangte Freude.

Nach dem Kurs tanzt Binta manchmal weiter. Allein vor den Spiegeln, sie zeigt Sumeya, wie man in ihrer Heimat, in Guinea, tanzt. Sie strahlt dabei eine geheimnisvolle Energie, eine ungewöhnliche Kraft aus. Am Ende ist sie schweißgebadet und außer Atem. Und ihre kleine Tochter applaudiert.

Eines Tages werden sie dorthin zurückkehren, verspricht sie ihr. Und dann wird Sumeya auch tanzen.

Solène hat sich an die Frauen, ihre etwas schroffen Manieren, ihr Schweigen und ihre Art, sich zu bedanken, mittlerweile gewöhnt. Sie finden nicht immer die richtigen Worte, dafür schenken sie einen Blick, ein Lächeln, eine Tasse Tee, ein T-Shirt. Manchmal auch nichts, aber das ist nicht wichtig. Solène erwartet keine Dankbarkeit. Deswegen ist sie nicht hier. Léonard hat ihr einmal gesagt, dass er in den zehn Jahren seines Engagements dreimal ein *Dankeschön* gehört hat. Das ist wenig im Verhältnis zu den Hunderten Briefen, die er geschrieben hat. Was soll’s. Er fühlt sich gebraucht, und das ist unbezahlbar. Jeder Brief zählt für die einzelne Person, die zu ihm kommt. Wie die Frau, die mit seiner Hilfe den Kontakt zu ihrer leiblichen Mutter, die sie über Jahre gesucht hatte, wiederaufnehmen konnte. Zusammen haben sie ihn

einmal besucht, um ihm zu danken. Léonard ist immer noch gerührt, wenn er darüber spricht. Sie haben ihm eine Packung Pralinen geschenkt – billige Pralinen, und dennoch die besten, die er je gegessen hat.

Doch nicht nur Solène hat sich an die Bewohnerinnen des Heims gewöhnt, das Gleiche gilt auch umgekehrt. Die meisten akzeptieren sie. Sogar die Strickerin grüßt sie neuerdings. Nicht überschwänglich, natürlich, nur mit einem Kopfnicken, wenn Solène den Raum betritt, eine Geste, die meint: *Ich weiß, dass du da bist, ich habe dich gesehen* . Sie haben die Babypantoffeln nie wieder erwähnt – Viviane sagt sowieso nie etwas, oder nur sehr selten. Sie ist eine schweigsame Seele. Vielleicht war sie in einem früheren Leben eine Nonne. Man hat fast den Eindruck, dass sie sich der Welt entzogen hat, seit sie hier wohnt. Nichts bringt sie an diesem Ort aus der Ruhe, weder Cynthias Gebrüll noch das Tanzen der Tatas. Der Palast könnte einstürzen, es würde sie kaum tangieren. Sie würde einfach weiterstricken, neben ihrer Pflanze, unbeirrbar und völlig gleichgültig.

Das ist nicht immer so gewesen. Es gab eine Zeit, in der Viviane eine andere Rolle auf der Bühne des Lebens spielte. Als Ehefrau und Mutter zweier Kinder führte sie, allem Anschein nach, eine ganz normale Existenz in einem wohlhabenden Vorort der Stadt. Ihr Mann war Zahnarzt, sie war für das Sekretariat seiner Praxis verantwortlich. Ihre blauen Flecke verstand sie immer gut zu verbergen. Viviane ist eine Überlebende, genau wie Cvetana. Auch Viviane hat einen Krieg hinter sich – dafür musste sie nicht nach Serbien gehen. Ihrer hat zwanzig Jahre angedauert, er fand ganz in der Nähe statt, in einem hübschen, von Rosensträuchern umhegten Einfamilienhaus. Ihr Feind war gut gekleidet, und er sah aus wie ihr Mann. Der Schauplatz dieses Krieges war ihr Körper, ein geschundener Körper, der tagtäglich misshandelt wurde. All die Schläge, die Viviane einstecken musste. Mit beinahe allem, was zur Verfügung stand. Mit Fäusten, Füßen, Bügeleisen, Schuhen,

Gürteln. Und auch mit einem Messer, als sie ihn verlassen wollte. Hätten die Nachbarn nicht eingegriffen, hätte ihr Mann sie getötet.

Ein leichtes Hinken und eine Narbe auf der Wange sind ihr als Erinnerung an diesen düsteren Tag geblieben. Seitdem hat sie ein schiefes Lächeln, wie ein Joker.

Ihr Mann wurde verhaftet und zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, eines davon auf Bewährung.

Fünf Jahre sind kein hoher Preis dafür, dass man das Leben einer Frau auf dem Gewissen hat, findet Solène. Alle zwei, drei Tage stirbt in diesem Land, das man als zivilisiert bezeichnet, eine Frau durch die Gewalt ihres Partners. *Wie lange noch?* Keine andere Spezies liefert sich ein solches Gemetzel. Das Misshandeln von Weibchen kommt in der Natur sonst nicht vor. Warum haben Menschen dieses Bedürfnis, zu zerstören und zu vernichten? Sogar in Bezug auf ihre Kinder. Darüber wird gar nicht oder nur wenig gesprochen. Dutzende Kinder sterben Jahr für Jahr mit ihrer Mutter durch die Hand des Vaters – sie gelten als »Kollateralopfer« häuslicher Gewalt.

Tagsüber ist Viviane mit ihren Händen beschäftigt, was sie daran hindert, zu viel nachzudenken. Aber nachts wird sie von ihren Dämonen heimgesucht. Viviane träumt, dass er plötzlich wieder auftaucht, um sie zu suchen. Schweißgebadet und zitternd vor Angst, wacht sie dann auf.

Die Katastrophe hatte sich vor einigen Jahren ereignet. Im Palast selbst. Dem Exmann einer Bewohnerin war es gelungen, sie in seine Gewalt zu bringen. Obwohl Fremde normalerweise keinen Zutritt erhalten, hatte er es geschafft, mit einem Gewehr bewaffnet, ins Foyer vorzudringen. Er lief durch die einzelnen Stockwerke, bedrohte die Frauen, die sich dort aufhielten, und versetzte das Personal in Panik. Schließlich fand er seine Exfrau, sie hatte sich in das Apartment einer Freundin geflüchtet. Er richtete seine Waffe auf sie und erschoss sie aus nächster Nähe. Das Drama hatte für Schlagzeilen in allen Lokalzeitungen gesorgt.

Drei Tage später wurde bekannt, dass es in einem anderen Teil des Landes ein weiteres Opfer gab. Es geschieht jede Woche, jeden Monat, das ganze Jahr über.

Viviane hat niemandem gesagt, dass sie im Palast untergekommen ist. Als sie ging, hat sie alles hinter sich gelassen, ihr Leben, ihr Haus, ihre Freunde. Ihre Kinder sind inzwischen erwachsen, sie sieht sie nur selten. Sie hat sich nicht getraut, ihnen zu erzählen, dass sie in einem Frauenhaus wohnt. Sie möchte nicht, dass sie sich schämen. Lieber bleibt sie im Hintergrund. Sie schickt ihnen regelmäßig Kleidungsstücke, die sie gestrickt hat, es ist ihre Art, an sie zu denken. Ihnen zu sagen: *Ich liebe euch. Ich vergesse euch nicht* .

Sie hat ein schickes Einfamilienhaus gegen ein 12 -Quadratmeter-Zimmer eingetauscht. Doch das ist nicht wichtig. Wenigstens ist sie jetzt in Sicherheit. Viviane kann kaum mehr verlangen: Sie hat ihr Leben lang gearbeitet, ohne gemeldet zu sein oder bezahlt zu werden. Sie war die »mitwissende Ehefrau«. Was für eine Augenwischerei, gemessen am wirklichen Leben. Viviane steht nichts zu, kein Arbeitslosengeld, keine Rente, als hätte sie nie einen Finger gerührt. Zwanzig Jahre harter Arbeit, einfach ausradiert.

Sie hat sich auf die Suche nach einem Job begeben, aber mit siebenundfünfzig darf man sich keine falschen Hoffnungen machen. Also strickt Viviane, von morgens bis abends. Seit ihrer Zeit als Sekretärin hat sie sich eine gewisse Strenge und feste Uhrzeiten zu eigen gemacht – sie verkauft ihre Arbeiten auf der Straße, während der Woche von 10 bis 18 Uhr, samstags bis 19 Uhr. Sonntags und an Feiertagen arbeitet sie nicht. Jeden Morgen macht sie sich zurecht, wie früher, als sie in die Praxis ging. Sie sieht stets tadellos aus, wie aus dem Ei gepellt. Sie hat nie gebettelt, das passt nicht zu ihr. Sie will kein Almosen, sie verkauft, was sie gestrickt hat.

Solène begegnet ihr regelmäßig auf der Straße, wie sie dasitzt, starr vor Kälte. *Diese zurückhaltende Frau könnte meine Mutter sein* , denkt sie. Sie stellt sich plötzlich vor, wie die Realität ihrer

Mutter an der Seite eines anderen Mannes ausgesehen hätte. Eine falsche Wahl, so was kann passieren. Niemand ist davor gefeit. Eine Fehlentscheidung, die man sein Leben lang büßen wird. Niemand verdient, sein Dasein so zu fristen.

Viviane hat zu keiner ihrer Mitbewohnerinnen eine echte Beziehung geknüpft. Trotzdem wirkt es so, als schätze sie ihre Gesellschaft. Die kleine Sumeya setzt sich manchmal zu ihr, wenn sie neben der Pflanze im Gemeinschaftssaal strickt. Sie mag es, die Nadeln in ihren Händen tanzen zu sehen. Viviane schenkt ihr Pompons und Anziehsachen für ihre Puppen. Neulich hat sie ihr ein winziges Jäckchen und eine kleine Mütze überreicht. Sumeya hat beides schweigend entgegengenommen. Viviane und sie müssen nicht miteinander sprechen, um zu kommunizieren, sie brauchen keine Worte. Im Moment strickt Viviane an einem Pulli für Sumeya; das kleine Mädchen hat die Farben unter all den Knäueln in Vivianes Korb selbst ausgesucht. Rot, Gelb und Grün – im Kontrast zum winterlichen Grau.

So verstreicht die Zeit im Palast mit Cynthias Fluchen, Vivianes Stricken und dem Teetrinken der Tatas. Sie fließt dahin wie ein unruhiger, aufgewühlter, rauschender Fluss. Alles an diesem Ort ist fragil. Das Gleichgewicht ist nicht stabil, es hängt an einem seidenen Faden.

Solène weiß nie, was sie hinter der Pforte des Wohnheims erwartet. Jeder Donnerstag hält Überraschungen für sie bereit. Jede Sprechstunde ist reich an Unvorhergesehenem. Jede Begegnung hat Ereignischarakter.

19
Paris, 1925

Wie das nötige Geld auftreiben?

Die Peyrons beratschlagen in ihrem Wohnzimmer das weitere Vorgehen. Albin schreitet auf und ab. Im Vergleich zu ihm wirkt Blanche erstaunlich ruhig und entschlossen. Wie ein Kriegsherr entwirft sie einen Schlachtplan für den Erwerb des Palastes. Zunächst müssen sie die 3 ,5 Millionen Goldfranken beschaffen, die sie für den Kauf benötigen. In dieser Summe sind die Renovierungsarbeiten allerdings noch nicht enthalten. Um alle Kosten abzudecken – den Notar, die Instandsetzung und Ausstattung der Zimmer, die Einrichtung der internen Administration und der Außenstellen –, wird man das Doppelte veranschlagen müssen. Albin äußert Bedenken: Die Armee kann dieses Geld nicht vorschießen, die Mittel reichen gerade, um den Betrieb am Laufen zu halten. Um das Gehalt für die Offiziere sicherzustellen, die Raummieten, die Pensionszahlungen für die Veteranen, die Reisekosten, die Kosten für die *École militaire* … In Frankreich kann die Armee nicht auf einen Fonds zurückgreifen, und das Internationale Hauptquartier in London gibt ihnen nicht viel. Die Konten sind so gut wie leer, die finanzielle Situation ist besorgniserregend.

Das war sie doch schon immer, na und? , erwidert Blanche. Sie ruft ihm die Brennnesseln in Erinnerung, die sie, mangels besserer Alternative, zum Abendessen gekocht hat, und die drei Stühle, die die Armee ihnen überlassen hat, um ihre Wohnung zu möblieren – zwei davon waren kaputt. *Wir sind immer zurechtgekommen* , sagt sie dann. *Wir werden diese Millionen zusammenkriegen. Unmöglich* gehört nicht in den Wortschatz eines Peyron!

Zielgerichtet geht Blanche ins Schlafzimmer, öffnet den Kleiderschrank und zieht Albins Koffer hervor. Das riesige Ding hat schon einige Länder gesehen. Die Peyrons können nicht sagen, wie oft sie unterwegs waren. Ihr ganzes Leben sind sie umhergezogen, in der Provinz ebenso wie im Ausland. Für Albin kommt es auf eine Reise mehr oder weniger nicht an.

Fahr nach London , sagt sie, *und sprich mit dem General* .

Bramwell Booth, der älteste Sohn von William Booth, ist 1912 , nach dem Tod seines Vaters, an die Spitze der Armee aufgerückt. Bramwell ist ein kluger, besonnener Mann, der den Projekten, die die Peyrons ihm zur Genehmigung vorgelegt haben, immer wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Albin kehrt mit einem Scheck über tausend Pfund Sterling in der Tasche aus London zurück. Mehr kann der Armeechef für ihr Projekt nicht bewilligen. Aber er hat über eine Lebensversicherungsgesellschaft ein Darlehen erhalten, das dem Preis der Immobilie entspricht!

Und so meldet Albin am Samstag, den 9 . Januar 1926 , im Namen der Heilsarmee offiziell sein Interesse als Käufer des Gebäudes in der Rue de Charonne 94 an. Blanche tritt in diesem Geschäft nicht in Erscheinung. Frauen haben nicht das Recht über ein Bankkonto zu verfügen, Albin muss die Transaktion allein abwickeln.

Kaum ist das Haus erworben, müssen die nötigen Gelder für die Renovierung gesammelt werden. Blanche schlägt eine groß angelegte Spendenaktion und die Berufung eines Ehrenkomitees vor. Sie will die Zeitungen verständigen, mit den wichtigsten Vertretern aus Politik und Wirtschaft, der Magistratur und der Verwaltung in Kontakt treten. Sie will um einen Termin mit Gaston Doumergue ersuchen, dem Präsidenten der Republik, den Albin einige Monate zuvor im Zusammenhang mit der Gründung vom *Palast des Volkes* getroffen hat, um ihn zu bitten, die Schirmherrschaft zu übernehmen.

Es ist eine beispiellose Aktion, die die Peyrons in Gang setzen: Sie führen zahlreiche Gespräche, organisieren Zusammenkünfte,

verfassen Artikel, Broschüren, Traktate. Sie lassen illustrierte Prospekte drucken und bringen sie in Umlauf, schicken Offiziere und Offizierinnen landauf, landab, von Tür zu Tür, von Etage zu Etage, von einer Stadt zum nächsten Dorf. Blanche ermahnt ihre Truppen: *Gebt und sorgt dafür, dass gegeben wird, redet, schreibt, sammelt!* Wie Blanche vor ihre Soldaten tritt und Ansprachen hält, wie sie die Massen mobilisiert, sucht ihresgleichen. *Im Mittelalter* , so sagt sie, *waren es die Zünfte einfacher Arbeiter, die dafür gesorgt haben, dass Kathedralen entstehen. Entrichtet euren Obolus, so gering er auch sein mag. Kleine Bäche machen große Flüsse! Wenn ihr selbst nicht handeln könnt, unterstützt unsere Arbeit, helft uns schnell, großzügig und mit Freude!*

Ihre Qualitäten als Rednerin werden reichlich in Anspruch genommen. Trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit und der wiederholten Warnungen von Doktor Hervier, besucht Blanche eine Versammlung nach der anderen, setzt sich in Vorträgen unermüdlich für ihr Projekt ein, das sie für *dringend und wunderbar* hält. Sie tritt vor das einfache Volk genauso wie vor die Reichsten des Landes. Sie schreitet zum Podium, hebt die Hand zum evangelikalen Gruß, und sofort herrscht eine Ruhe, dass man das Summen einer Fliege hören würde. *Hat Paris kein Herz?* , ruft sie ohne Umschweife ins Publikum. *Im alten Frankreich herrschte eine Hungersnot, heute ist es die Wohnungsnot. Menschen sterben, weil sie nicht wissen, wo sie schlafen sollen.* Sie wiederholt die schreckliche Zahl – allein in Paris haben fünftausend Menschen kein Dach über dem Kopf. Sie zitiert William Booth, den Vater der Armee: *Ich kann kein Leid sehen, ohne mir zwei Fragen zu stellen: Wo liegt der Grund dafür, und was könnte ich tun, um Abhilfe zu schaffen?* Sie versucht, ihre Zuhörer für das traurige Schicksal alleinstehender Frauen zu sensibilisieren, indem sie sich an Ehefrauen, Mütter und Töchter wendet, die doch auch wollen, dass ihre Schwestern an einem geschützten Ort schlafen. Indem sie an das Ehrgefühl der Männer appelliert, an ihren Respekt gegenüber derjenigen, die ihnen das Leben geschenkt hat.

Ihre Worte nehmen die Versammelten gefangen. Nicht selten erntet sie stürmischen Beifall für ihre Reden. Sie erweist sich als

eloquent, einfallsreich, argumentationsstark und geübt im Zitieren. Nacheinander beruft sie sich auf das Buch Ruth: *Meine Tochter, ich möchte dir ein Heim verschaffen, in dem es dir gutgeht* . Und auf Ezechiel: *Die verlorengegangenen Tiere will ich suchen, die vertriebenen zurückbringen, die verletzten verbinden, die schwachen kräftigen* . Sie zitiert aus der Bibel ebenso sicher wie aus dem Werk Victor Hugos. In ihren beharrlichen öffentlichen Beiträgen zeigt sie sich dem Recht zu predigen, das sie eingefordert und das die Armee den Frauen zugestanden hat, mehr als würdig.

Blanche hat eine beinahe unheimliche Wirkungskraft. Ein entscheidender Trumpf für die Armee. Sie hält die Hand auf und schließt sie erst wieder, wenn man ihr gegeben hat, was sie wollte. In ihrem Hauptquartier-Büro in der Rue de Rome schreibt und diktiert sie Hunderte Briefe. Sie unterbricht ihre Arbeit nur, wenn der Husten sie niederstreckt oder Albin sie anfleht, nach Hause zu kommen.

Das Ehrenkomitee ist schnell aufgestellt. Ihm gehören der Regierungschef, der Finanz-, Außen-, Innen-, der Arbeits- und der Justizminister an sowie der Polizeipräfekt, der Direktor des Sozialamts, ein Ratsmitglied der französischen Zentralbank, verschiedene Senatoren, Abgeordnete, Bürgermeister, Botschafter, Dekane, Chefredakteure, Mitglieder der Académie Française und der Académie de Médicine, Bankdirektoren und andere illustre Persönlichkeiten. Albin kehrt triumphierend von seinem Treffen mit dem Präsidenten der Republik heim: Gaston Doumergue hat sich bereit erklärt, als Schirmherr des Ehrenkomitees zu fungieren, außerdem hat er eine Spende aus privaten Geldern zugesagt.

Albin geht mit verstärkter Energie ans Werk. Er setzt seine Sammlung fort, wird bei Bankiers und den mächtigsten Industriellen des Landes vorstellig. Die Brüder Rothschild, die Brüder Lézard, die Söhne der Brüder Peugeot scheinen die

Notwendigkeit der Aktion zu begreifen und helfen mit großzügigen Summen aus.

Von überallher geht eine Flut an Spenden ein. Von Stiftungen (die über 10000 Francs zuschießen), von Wohltätern (über 5000 Francs) und von Privatspendern (über 1000 Francs). Jede Zuwendung, so gering sie sein mag, wird dankbar entgegengenommen. Auch Schmuckstücke und Kunstobjekte werden berücksichtigt und zugunsten des Palastes verkauft. Sämtliche Bevölkerungsschichten beteiligen sich an der gigantischen Solidaritätsbewegung. Blanche empfängt eine Tänzerin aus dem Moulin Rouge in ihrem Büro, die Frau überlässt ihr eine Halskette, mit der sie die Sache unterstützen möchte.

Schon bald werden Subskriptionslisten in der Zeitung *En avant* veröffentlicht. Zum Dank dürfen sich die Wohltäter mit ihrem Namen oder einem Zitat ihrer Wahl auf den Zimmertüren des künftigen Palastes verewigen.

Die Zeitungen berichten über das beispiellose Engagement, das es in solchem Umfang bisher nicht gab. Es erscheinen Artikel in *Le Temps, L'Œuvre, Le Matin, Les Dernières Nouvelles de Strasbourg, Le Siècle, Le Progrès civique, L'Alsace française* . Die illustrierten Prospekte der Heilsarmee werden in einer hohen Auflage nachgedruckt.

Das Ehrenkomitee tagt nun regelmäßig in den Hochburgen von Paris. Am 17 . Februar 1926 in den prächtigen Salons des Hotel Continental. Am 28 . März in den Räumlichkeiten des Innenministeriums an der Place Beauvau. Blanche hält dort ihre Ansprachen, von Mal zu Mal energischer. Vor Hunderten Menschen macht sie sich für die notleidenden Frauen stark. Sie erläutert, welche Tragweite die Zuerkennung eines einzigen Zimmers im Palast hat.

Hier geht es um siebenhundertdreiundvierzig.

Siebenhundertdreiundvierzig Zimmer, mit denen siebenhundertdreiundvierzig Leben gerettet werden können.

Ich möchte , ruft sie, *jedem Einzelnen von Ihnen die Frage stellen: Können wir für andere Menschen Lebensbedingungen*

akzeptieren, die für uns selbst undenkbar wären? Wollen wir zusehen, wie eine alleinstehende Mutter ums Überleben kämpft, wie sie ihren Körper verkauft, um für die Bedürfnisse ihres Kindes aufzukommen, ohne ihr die Hand zu reichen?

Albin lauscht ihren Worten mit Stolz und Ergriffenheit. Blanche ist lebhaft, wird mal laut, dann wieder leiser, manchmal formuliert sie Sätze, die scharf wie Peitschenhiebe sind. Sie besitzt enorme rhetorische Fähigkeiten. Während er ihr zuhört, geht ihm durch den Kopf, dass sie Anwältin hätte werden können, in einem anderen Leben. Das Zeug dazu hat sie.

Ohne Scheu steckt sie die Ziele immer höher. *Sie greift nicht nur nach den Sternen, sie will auch den Mond!* , erzählt man sich über sie in den Reihen der Armee. Nachdem Blanche unablässig in den Elendsvierteln unterwegs war, verkehrt sie nun an den vornehmsten Orten. Sie bildet sich darauf nichts ein. Sie macht sich nichts aus den edlen Empfängen, zu denen man sie einlädt. Was zählt, ist allein die Sache, für die sie sich bei diesen Gelegenheiten vehement einsetzt.

Die öffentliche Meinung wandelt sich allmählich. Am 24 . April begrüßt der Arbeits- und Gesundheitsminister im großen Hörsaal der Sorbonne feierlich *nach zu vielen Jahren der Nichtbeachtung, der Undankbarkeit und der mangelnden Anerkennung im Namen der ganzen Nation die Wegbereiter der Aktion, die mit der Waffe der Brüderlichkeit für die Zukunft unserer Gesellschaft kämpfen, sich bemühen, sie mit diesem Mittel aufzubauen.* Worte, die nicht nur wie Balsam wirken, sondern einen Wendepunkt in der Geschichte der Heilsarmee markieren. Sie kommen einer Rehabilitation gleich, einer offiziellen Würdigung. *Auf die Internationale über das Elend antworten Sie mit einer Internationalen des Herzens. Man erkennt den Baum und seine Früchte. Und Letztere sind exzellent. Diejenigen, die sie hervorbringen, können nicht schlecht sein. Sie verdienen mehr als nur neugieriges Interesse, sie verdienen tatkräftige Unterstützung* , schließt er seinen Vortrag. Blanche erinnert sich noch gut an die Zeiten, in denen man die Heilsarmisten verspottet hatte, an die

Anzüglichkeiten und Beleidigungen, die auf sie niedergegangen waren. Damals hatte man sie mit Ziegelsteinen, faulen Eiern und toten Ratten beworfen, heute zollt man ihnen höchsten Respekt und zieht ihr Handeln als leuchtendes Beispiel heran. Aber das Rampenlicht steigt ihr nicht zu Kopf, es macht ihr vielmehr bewusst, wie notwendig es ist, dass sie weitermachen.

Schnell kommen immer mehr Spenden zusammen. Die erste Million ist bald erreicht. Blanche freut sich darüber, behält jedoch einen kühlen Kopf. Ihnen fehlt noch eine beträchtliche Summe.

Die Geschichte des Palastes hat gerade erst begonnen.

20
Paris, heute

Manche Bitten verunsichern sie, das muss sie zugeben.

Eines Donnerstagnachmittags, als Solène sich gerade an ihrem Tisch im Gemeinschaftssaal niederlassen will, kommt eine Frau auf sie zu, die zum ersten Mal ihre Sprechstunde besucht. Sie kennen sich vom Sehen aus dem Zumba-Kurs. Iris ist zierlich, hat eine schlanke Taille, lange Wimpern und feine Gesichtszüge. Mit leiser Stimme bekennt sie, dass ihr Anliegen ungewöhnlicher Natur ist. Es sei ihr unangenehm, die Sache hier zu besprechen, ob sie das nicht auf ihrem Zimmer im fünften Stock machen könnten. Dort hätten sie mehr Ruhe. Solène weiß nicht, wie sie reagieren soll. Sie hat sich noch nie in den privaten Wohnbereich des Palastes vorgewagt. Das Apartment einer der Bewohnerinnen zu betreten hieße, eine Grenze zu überschreiten, in ihre Privatsphäre einzudringen. Die Vorstellung behagt ihr nicht. Sie erklärt Iris, dass sie nicht mitkommen kann, da ihre Sprechstunde nun mal im Gemeinschaftssaal stattfindet. Sie sichert ihr jedoch absolute Diskretion zu. Nichts, was sie ihr mitzuteilen habe, werde irgendwer erfahren, verspricht Solène.

Iris wirkt enttäuscht. Sie antwortet kaum vernehmlich, dass sie verstehe, und entfernt sich traurig. Solène läuft ihr hinterher. Sie wollte sie nicht vertreiben. Und schließlich ist ja gerade auch nicht so viel los … Ausnahmsweise erklärt sie sich einverstanden, mit hochzukommen, aber nicht für lange. Sie will keinen Präzedenzfall schaffen. Die Frauen wissen, dass sie Solène im Gemeinschaftssaal finden können, sie sollen nicht denken, dass sie nicht da ist oder schon wieder fort.

Sie gehen zusammen zur großen Treppe – sie nehme nie den Aufzug, sagt Iris, wegen ihrer Klaustrophobie. Fünf Stockwerke

hinaufzusteigen sei zwar nicht vergleichbar mit einer Zumba-Stunde, aber ein paar Kalorien verbrenne man dabei doch. Ein bisschen Sport kann nicht schaden, fügt sie hinzu. Auch wenn man im Wohnheim lebt, sollte man auf sich achtgeben.

Sie erreichen einen endlosen Korridor, der zu den Zimmern der fünften Etage führt. Solène nimmt die Schilder mit den Namen und Zitaten in Augenschein, die an den Türen angebracht sind. Vor einer bleiben sie schließlich stehen, dort steht der Sinnspruch: *Man ist niemals so glücklich oder unglücklich, wie man glaubt* . Die Weisheit stammt von François de La Rochefoucauld. Seltsame Wahl für einen solchen Ort, denkt Solène.

Iris holt einen Schlüssel hervor und öffnet die Tür zu einem kleinen, geschmackvoll eingerichteten Raum. Auf der einen Seite das Bett, auf der anderen eine Kochnische. Ein Fenster geht auf den Innenhof. Ein Bad und eine Toilette gibt es auch, sagt Iris. Ein ganzes Leben auf wenigen Quadratmetern. So wenig Platz zu haben störe sie nicht. Und dann beruft sie sich auf Virginia Woolf und das *eigene Zimmer* . Solène zeigt sich erstaunt über die literarische Referenz. Iris lächelt amüsiert. *Nur weil man im Palast wohnt, ist man ja nicht unkultiviert.*

Ein Punkt für sie. Volltreffer.

Sie bietet Solène den einzigen Stuhl an und setzt sich selbst aufs Bett. Sie zögert einen Moment, bevor sie zu sprechen beginnt. Sie brauche Rat im Zusammenhang mit einem sehr persönlichen Schreiben. Genauer gesagt, handele es sich um eine Erklärung.

Eine Liebeserklärung an jemanden, der im Palast arbeitet.

Solène schweigt. Sie ist neugierig, lässt sich jedoch nichts anmerken. Und so fährt Iris fort.

Bevor sie an dieser Stelle ins Detail geht, möchte sie Solène ihre Geschichte erzählen. Iris ist nicht der Name, den man ihr bei der Geburt gegeben hat. In ihrem früheren Leben hieß sie Luis. Es sind nur zwei Buchstaben, eine minimale Korrektur der Angaben zu ihrer Person. Und doch ein riesiger Schritt für sie. Eine Schande für ihre Eltern. Ihr Vater ist Mexikaner, ihre Mutter

Philippinin – *ich bin eine eigenartige Mischung* , bemerkt sie scherzhaft –, als Kind fühlt Luis sich unverstanden, als Teenager quält er sich. Von seinen Eltern wegen seines Andersseins verstoßen, entschließt er sich eines Tages, trotz allem, seinen Identitätswechsel konsequent durchzuziehen. Er hat in Notunterkünften und vorübergehend auch auf der Straße gelebt, sich mit kleinen, schlecht bezahlten Jobs über Wasser gehalten und schon mehrere Selbstmordversuche hinter sich, wovon die Narben an seinen Handgelenken zeugen. Iris hat Erfahrung mit Misshandlung und Prostitution. Auf der Skala der Verzweiflung war sie ganz unten. Wenn man am Boden liegt, sagt sie, gibt es nur noch den Weg nach oben.

Die Begegnung mit einer Sozialarbeiterin führt die entscheidende Wende herbei.

Mit dreißig Jahren hat Iris endlich zu sich gefunden. Hier, im Palast, ist sie dabei, sich ein neues Leben aufzubauen. Erst seit kurzem hat sie das Gefühl, dass ihr vielleicht doch eine Zukunft vergönnt ist, dass das Leben noch etwas anderes für sie bereithält als Leid und Zurückweisung.

Trotzdem hat sie immer noch Probleme, akzeptiert zu werden. Bei einigen Mitbewohnerinnen stößt sie auf Feindseligkeit, sie denken, dass für solche wie sie kein Platz im Palast ist. Oft genug wird ihr Verachtung entgegengebracht. Man sollte meinen, dass sich die Frauen hier aufgrund ihrer eigenen Lebensumstände toleranter und offener gegenüber Menschen zeigen, die anders sind. Davon kann jedoch keine Rede sein. Manche sind rassistisch – Iris scheut sich nicht, es auszusprechen. Sie verübeln es den Geflüchteten, dass sie genauso willkommen geheißen werden wie sie selbst, sie finden, dass ihnen mehr Rechte zustehen. Solche Diskussionen gibt es auch hier, klagt sie. Man durchschaut schnell, wer im Palast wen wählt.

Der Auserwählte ihres Herzens ist niemand anders als Fabio, der junge Zumba-Lehrer. Iris wäre fast in Ohnmacht gefallen, als sie ihn zum ersten Mal sah. Sie weiß nicht genau, was an ihm sie so

fasziniert. Vielleicht sind es seine südamerikanischen Wurzeln, sein unnachahmlicher Hüftschwung. Abgesehen von seinem Rhythmusgefühl und seinem brasilianischen Akzent … Sie muss ihn nur tanzen sehen, und schon gerät sie in Wallung. *Ein Engel in einem Satanskörper* , bemerkt sie lächelnd. Iris ist noch nie besonders sportlich gewesen, sie hat sich für den Zumba-Kurs nur angemeldet, um mit ihm in Kontakt zu kommen. Bisher hat sie noch keine Stunde verpasst. Die ganze Woche über freut sie sich auf diesen Moment. Sie denkt Tag und Nacht daran.

Seit fast einem Jahr ist sie heimlich in Fabio verliebt. Sie hat niemanden hier, dem sie sich anvertrauen kann, außer Salma. Von ihr hat sie neulich erfahren, dass Fabio Single ist – Salma weiß alles, jeder im Palast schüttet ihr sein Herz aus. Iris ist entschlossen, sich ihm zu erklären. Die Angelegenheit ist heikel, sie möchte Fabio auf keinen Fall verschrecken. Sie ist sich bewusst, dass ihr *Anderssein* , wie sie es schamhaft nennt, möglicherweise ein Hindernis in der Geschichte ist, aber was soll's. *Mache dir bewusst, dass tiefe Liebe und große Erfolge immer auch große Risiken bergen.* Der Satz stammt nicht von ihr, sondern vom Dalai Lama, sie hat ihn in ein Heft notiert.

Iris hat ein eher zurückhaltendes Temperament. Sie traut sich nicht, den jungen Zumba-Lehrer anzusprechen, um mit ihm etwas trinken zu gehen oder sich zum Abendessen zu verabreden. Also hat sie in einsamen Nächten ein Gedicht für ihn geschrieben. Sie möchte, dass Solène es sich durchliest und sagt, was sie davon hält. Und auch, dass sie die Fehler korrigiert. Iris war noch nie sicher in Rechtschreibung und ist es schon gar nicht im Französischen. Es ist nicht ihre Muttersprache, aber sie mag Französisch lieber als ihre eigene Sprache. Umso wichtiger ist es ihr, es korrekt zu verwenden.

Ihr ist klar, dass ein Gedicht altmodisch wirken kann. In Zeiten von sozialen Netzwerken und Handys schickt man sich eher Textnachrichten, oder sogar *Sexnachrichten* . Das Internet und die Dating-Plattformen machen Liebesbeziehungen unmittelbarer und direkter. Aber Iris ist eine romantische Seele. Es ist, wie es ist: Man kann sich ja nicht völlig neu erfinden …

Sie lacht, als sie das sagt. Solène mag ihren Sinn für Selbstironie. Iris hat Esprit. Sie ist feinsinnig und gebildet. Wären die Umstände andere, könnten sie vielleicht Freundinnen werden.

Bei einem Glas Saft erzählt Iris Solène, dass im Land ihres Vaters, in Mexiko, viele öffentliche Schreiber Handel mit ihrer Tätigkeit treiben. Auf der Plaza Domingo herrscht harte Konkurrenz. Um einen Platz zu ergattern, muss man Rechtschreib- und Grammatiktests bestehen. Jeder Schreiber hat sein Spezialgebiet. Ihr Onkel besaß dort früher eine Verkaufsbude, in der er seine Dienste für vertrauliche Briefe anbot. Als er eines Tages ausnahmsweise nicht auftauchte, streuten seine Mitstreiter das Gerücht, er sei verstorben, um ihm seine Kunden abspenstig zu machen. Als er sich am späten Nachmittag doch noch blicken ließ, begann eine ältere Dame plötzlich wie am Spieß zu schreien, weil sie überzeugt war, seinen Geist vor Augen zu haben. Diese Anekdote gab ihr Onkel immer gern zum Besten. Er hatte unzählige andere auf Lager, aber das war seine Lieblingsgeschichte.

Iris hält inne – sie kommt ins Plaudern, sie kann sich stundenlang unterhalten, wenn sie sich wohl mit jemandem fühlt. Aber sie weiß, dass Solènes Zeit begrenzt ist. Und so holt sie aus der Schublade ihres kleinen Schreibtisches das Gedicht hervor. Sie zögert kurz. Es fällt ihr nicht leicht, gibt sie zu. Es kostet Überwindung, jemandem zu zeigen, was man geschrieben hat. Solène weiß, wovon Iris spricht. Ihr fallen die Hefte ein, die sie als Teenager vollgeschrieben und eines Tages ihrem Französischlehrer überreicht hat. Sie hat Monate gebraucht, um den Sprung ins kalte Wasser zu wagen. Manchmal kommt es einer Heldentat gleich, ein Blatt Papier auseinanderzufalten, sagt sie, während Iris beginnt, ihre Verse vorzutragen.

Solène hört aufmerksam zu, sie ist gerührt. Iris' Worte sind unbeholfen, naiv, nicht gut aufeinander abgestimmt, ungestüm und ungeordnet, aber sie sind echt. Die Reime haken, die Versfüße hinken, und dennoch hat das Gedicht etwas. Solène ist überrascht von den Gefühlen, die es in ihr auslöst. Soweit sie sich erinnern

kann, hat sie noch nie eine solche Liebeserklärung erhalten. Niemand hat sich je hingesetzt, um ihr ein Gedicht zu schreiben, ihr auf diese Weise seine Gefühle zu offenbaren.

Sie hätte gern selbst den Schneid gehabt. Als Jérémy mit ihr Schluss machte, hatten die Worte sie grausam verlassen. Vielleicht hätte sie das Ruder mit ein paar Versen, mit ein bisschen mehr Wagemut herumreißen können … Mit ein wenig Poesie, wer weiß?

Iris hat Schwierigkeiten mit dem Satzbau, und ihr fehlt es an Vokabular, eigentlich fehlt es ihr an fast allem, außer an Leidenschaft. Während sie den Versen lauscht, überläuft Solène ein Schauer. Sie denkt an Cyrano, dem sich der in Liebe zu Roxane entbrannte Christian anvertraut. Im Palast erzählt man sich, dass der wahre Cyrano de Bergerac hier begraben sei, irgendwo unter der Bibliothek, und nicht in Sannois, wie seine Biographen behaupten. Angeblich hat er damals Zuflucht in dem Kloster gesucht, das auf diesem Grundstück stand, bei der Ordensfrau seines Herzens, und ist in ihren Armen gestorben. Seine Seele irrt vielleicht noch in diesen Mauern umher.

Solène macht sich Bintas *Es ist gut* zu eigen. Sie beruhigt Iris. Das Gedicht ist perfekt, man muss nichts daran ändern. Sie korrigiert ein paar Fehler, ordnet zwei, drei Wendungen neu an, und schon ist die Sache erledigt. Jetzt muss es nur noch seinem Empfänger überbracht werden. Iris ist entschlossen, es zu wagen, beim nächsten Zumba-Kurs …

Als sie die große Treppe in den Gemeinschaftssaal hinuntergeht, malt Solène sich aus, wie Fabio wohl reagieren wird, wenn er das Gedicht liest. Sie hofft, dass es ihn genauso aufwühlen wird wie sie. Sie betet, dass Iris' Worte den Beginn einer Beziehung bedeuten. Der Gedanke rührt sie, als wäre sie die Strippenzieherin des Ganzen oder wenigstens eine Komplizin. Sozusagen der weibliche Cyrano des Palastes.

Iris' Verse wecken in ihr fast die Lust, sich auch wieder zu verlieben. Es gibt nichts Schöneres als die Poesie, um sich das Leben zu versüßen. Als Jugendliche war sie eine begeisterte

Lyrikleserin, die Gedichtbände lieh sie sich immer in der Bibliothek aus. Der Klang, der von den Wörtern ausging, übte einen großen Zauber auf sie aus, nahm sie mit auf geheimnisvolle Reisen, die sie im Stillen genoss, wie so vieles andere auch. Dann fegte das Erwachsenenleben plötzlich über all die Gedichte, die Metaphern und Allegorien hinweg. Aber es ist womöglich nicht zu spät, sagt sie sich, weder für die Liebe noch für die Poesie.

Nicht zu spät für mich.

Und dann taucht Solène wieder ins Leben ein, in den Tumult des Gemeinschaftssaals, mit leicht rosigen Wangen und leicht glühendem Herzen. Einem Funken Hoffnung und einem zarten Glücksgefühl.

21

An diesem Morgen hat Solène Jérémys Kaschmirpulli aus dem Schrank hervorgezogen und ihn tief in einer Tasche versenkt. Die Zeit ist reif, einen Schlussstrich zu ziehen. Sie kann keine Zukunftsperspektiven entwickeln, wenn sie permanent auf die Vergangenheit zurückschaut. Sie wird den Pulli Stéphanie geben, der Sozialarbeiterin, für die Kleidersammlung, die sie im Souterrain des Palastes eingerichtet hat.

Während ihr Blick über die tadellosen Kostüme in ihrem begehbaren Schrank wandert, wird ihr klar, dass sie sich in diesen Klamotten, die sie früher in der Kanzlei trug, heute nicht wiedererkennen würde. Das ist nicht mehr sie. Plötzlich packt sie das Bedürfnis, gründlich auszusortieren. Die Garderobe der Frauen im Palast ist nicht üppig, und sie haben kein Geld, sie auf Vordermann zu bringen. Vielleicht freuen sie sich über eine Jacke oder eine Bluse, die sie zu einem Vorstellungsgespräch anziehen können. Solène ist immer sorgsam mit ihrer Kleidung umgegangen, nichts wirkt aufgetragen, einiges sogar wie neu.

Alles wegzugeben, was für eine Befreiung. Leb wohl, Vergangenheit. Leb wohl, Jérémy.

Sie beschließt, sich auch von ihren Büchern zu trennen, zugunsten der Bibliothek des Palastes. Dort sind sie besser aufgehoben als in Kartons in ihrem Keller. Als sie hinabsteigt, um ihre Bestände zu inspizieren, sieht sie sich jäh in die Vergangenheit zurückversetzt. Da sind sie, die geliebten Romane ihrer Jugend. Sie sind ihr bei jedem Umzug gefolgt, aber Solène hat sich nie die Zeit genommen, sie auszupacken. Sie sind unversehrt, wenn auch verstaubt. *Die Fahrt hinaus, Mrs Dalloway* – Virginia Woolf war ihre Lieblingsautorin. *Ein eigenes Zimmer* ist auch dabei. Sie blättert darin, überfliegt ein paar Passagen. Sie war siebzehn, als

sie es gelesen hat, der Essay hatte sie damals sehr beeindruckt. Um schreiben zu können, erklärt Virginia darin, braucht eine Frau ein Zimmer, ein bisschen Geld. Und Zeit.

Solène klappt das Buch zu, bestürzt, weil es auf der Hand liegt: Sie verfügt über alles drei.

Warum also schreibt sie nicht?

Iris in ihrer schwierigen Lebenssituation, in ihrer winzigen Einzimmerwohnung im Palast, hat trotz aller Entbehrungen die Kraft dazu gefunden. Die Not konnte nicht verhindern, dass die Poesie sprudelte. Sie ist einfach die große Treppe im Palast hinuntergelaufen bis zum Schreibwarengeschäft, hat dort ein Heft gekauft und sich, ohne lange zu überlegen, ans Werk gemacht. Sie habe sogar einen ersten Entwurf für einen Roman über ihr Leben in der Schublade, hat sie Solène anvertraut. Aber es sei noch zu früh, um ihn ihr zu zeigen.

Solène muss daran denken, wie gern sie früher Gedichte geschrieben hat. In den rastlosen Kanzleijahren ist ihr das Vergnügen daran abhandengekommen. Die alten Hefte sind gut verstaut im Schrank in ihrem ehemaligen Kinderzimmer, bei ihren Eltern. Seit über zwanzig Jahren schlummern sie dort.

Sie hatte sich fest vorgenommen, eines Tages einen Roman zu schreiben. Ob sie dazu überhaupt in der Lage wäre? Die Idee ist verführerisch und furchteinflößend zugleich. Sie hat ein bisschen Angst davor, ihre Texte erneut zu lesen und dass ihr dann womöglich bewusst wird, wie belanglos sie sind. Was gibt es Grausameres, als nach jahrelanger Arbeit festzustellen, dass man kein Talent hat? Dadurch, dass sie Anwältin wurde, blieb alles nur ein Hirngespinst. Ein verhinderter Traum, der aus Mangel an Beweisen fortbesteht. Der alle Möglichkeiten offenlässt. Sich mit der Realität zu konfrontieren ist ein Wagnis. Man will schließlich den eigenen Ambitionen genügen, eine Messlatte, die immer hoch hängt.

Plötzlich schämt sie sich, dass sie so feige ist. Iris hat nur einen Bruchteil ihrer Bildung mit auf den Weg bekommen, sie beherrscht das Französische nur rudimentär, und trotzdem traut sie sich, ins

kalte Wasser zu springen. Sie hat keine Angst vor Fabios oder ihrer Reaktion. Iris ist mutiger als sie alle zusammen, während Solène schon ein alter vergessener Traum erzittern lässt.

Sie hat jetzt keine Wahl mehr. Sie hat sich zu weit aus der Deckung gewagt, sie kann nicht zurück. Die Palastbewohnerinnen haben sie unbewusst in die Enge getrieben. Binta, Iris und die anderen haben dafür gesorgt, dass Solène wieder eine Beziehung zu den Wörtern aufbaut. Und endlich hat sie sie wiedergefunden, ihre Worte, sie darf sie unter keinen Umständen abermals verraten. Sie muss diesen Weg, den sie vor zwanzig Jahren begonnen hat, weitergehen. Vielleicht besteht darin der Sinn ihrer Therapie: dass sie den Faden wiederaufnimmt, den sie vor so langer Zeit fallen ließ. Das erfordert Mut. Und den hat Solène jetzt.

Ohne zu zögern, wählt sie die Nummer ihrer Eltern und kündigt sich zum Mittagessen am folgenden Sonntag an.

Ihr letzter Besuch bei den Eltern liegt lange zurück. Ihre Schwester ist auch da, in Begleitung ihrer Kinder und ihres Mannes. Alle sind glücklich, dass es Solène bessergeht. Sie wirkt entspannt, lacht. Sie sagt, dass sie dabei ist, ihre Medikamente sukzessive abzusetzen. Als ihr Vater sich erkundigt, wann sie denn in die Kanzlei zurückkehren werde, antwortet sie ausweichend. Sie habe andere Projekte. Das Gespräch driftet ab zu den neusten Heldentaten des Jüngsten ihrer Schwester. Solène nutzt die Gelegenheit, um sich in ihr altes Kinderzimmer zurückzuziehen. Nach langem Suchen fördert sie unter kleinen Bergen von Kleidung in mittlerweile unmodischen Farben, Kalendern, die man aufhebt, ohne genau zu wissen, warum, alten Vinylplatten, entliehenen und niemals zurückgegebenen Videokassetten sowie einem Schuhkarton, der bis obenhin mit Briefen und Kinoeintrittskarten gefüllt ist – ach, diese Angewohnheit, nichts wegzuwerfen, als könnte man sich mit Hilfe solcher Erinnerungsschnipsel seine Jugend bewahren –, gut versteckt in den Tiefen ihres Schrankes, die Gedichthefte zutage. Doch sie will warten, will sie erst lesen, wenn sie zu Hause in Paris ist.

Sie verbringt eine durchwachte Nacht mit der Lektüre, erst am frühen Morgen schlägt sie die Hefte wieder zu.

Um ehrlich zu sein, zeugt vieles von einer unsagbaren Naivität. Manche Formulierungen wirken geradezu hilflos, es gibt Zeilen, die man ersatzlos streichen könnte. Und dennoch erscheint ihr das, was sie gelesen hat, nicht völlig banal. Man kann mit dem Material arbeiten, es schimmert so etwas wie die Vorstufe eines Stils hindurch – sie mag sich täuschen, sie will mit Bedacht an die Sache herangehen, mit Wörtern kann man nie vorsichtig genug sein. Es bewegt sie jedenfalls sehr, sich selbst zwischen den Zeilen wiederzuentdecken. Wie sie am Anfang ihres Lebens steht, noch völlig unerfahren und unbeschadet.

Und auf einmal kehrt die Sehnsucht zurück. Die Sehnsucht danach, sich in das Abenteuer eines Romans zu stürzen, wie sie es immer vorgehabt hatte. Die Lust, daran zu glauben. Davon auszugehen, dass das Leben stets vor einem liegt. Dass man nur einen Stift zur Hand nehmen muss, und alles wird anders. Dass es nur ein wenig Poesie braucht, um sich neu zu erfinden.

Wie Iris geht sie in einen Schreibwarenladen und besorgt sich ein neues Heft, um sich an die Arbeit zu machen. Die Worte haben schon viel zu lange auf sie gewartet.

Jetzt ist sie dran, sie muss schreiben.

22

Es ist da. Unsichtbar, aber es ist da. Wie ein Absperrseil, ein abgeriegelter Bereich, ein *No man's land* , das niemand betritt, weil eine Schranke den Zugang versperrt.

Solène beobachtet die Passanten, die an der Bäckerei vorbeigehen, wie sie sich bemühen, einen Bogen um die Obdachlose zu machen. Die meisten würdigen die junge Frau keines Blickes. Sie gehen ihr einfach aus dem Weg, wie einem Hindernis oder einem herumliegenden Gegenstand. Nur wenige geben ihr ein bisschen Geld. Noch weniger Leute nehmen sich die Zeit, sie anzulächeln oder ein Wort mit ihr zu wechseln.

Auch Solène hat sich bisher gescheut, ein Gespräch anzufangen. Sie bleibt immer öfter stehen, um ein paar Münzen in den Becher der jungen Frau zu werfen. Manchmal reicht sie ihr ein Croissant oder ein Baguette. Ihr Austausch beschränkt sich auf ein paar freundliche Floskeln, Guten Tag, Auf Wiedersehen, Danke – die Obdachlose ist immer höflich. Solène weiß nicht, was sie davon abhält, näher in Kontakt mit ihr zu treten. Im Palast hat sie keine Hemmungen, auf die neuen Bewohnerinnen zuzugehen. Sie hat keine Berührungsängste mehr, was die Not anderer Menschen angeht, sie ist mittlerweile vertraut damit. »Prekariat« ist kein abstrakter Begriff mehr, durch Binta, Viviane, Cvetana hat er Gestalt angenommen. Er hat seinen Schrecken verloren.

Auf der Straße aber ist es anders. Was sie hinter den schützenden Mauern des Palastes wagt, traut sie sich nicht hier, vor der Bäckerei. Wenn sie die Obdachlose anspräche, würde sie eine Bindung schaffen, Empathie und Mitgefühl zulassen. Ein Gespräch mit jemandem zu beginnen bedeutet, dass man ihn als Gegenüber wahrnimmt. Danach ist es schwer, einen Bogen um ihn zu machen, ihn zu ignorieren.

Sie schämt sich, dass sie sich nicht dazu durchringen kann. Sie hätte gern die Entschuldigung, in großer Eile zu sein, wie zu Kanzleizeiten. Aber so ist es ja nicht. Was sie davon abhält, ist etwas anderes: die Angst, sich verpflichtet zu fühlen. Ihre Mission endet an der Pforte des Palastes. Das ist schon eine ganze Menge, sagt sie sich, um sich von ihrer Feigheit reinzuwaschen. Früher hat sie es wie so viele andere gemacht, hat den Kopf gesenkt, sobald sie an einem Bettler oder einer Bettlerin vorbeiging. Es ist sogar vorgekommen, dass sie die Straßenseite gewechselt hat, um seinem oder ihrem Blick nicht zu begegnen. Man muss sich schützen, sagte sie sich damals. Die Ausrede kam ihr gelegen, es gelang ihr, sich daran zu gewöhnen. Seit einiger Zeit gelingt es ihr nicht mehr.

Nachts, wenn sie im Bett liegt, fragt sie sich, wo die junge Obdachlose wohl schläft. In einem Heim? In einem Parkhaus? In irgendeinem leerstehenden Gebäude? Von morgens bis abends, solange die Bäckerei geöffnet ist, sitzt sie vor dem Geschäft, kniet auf dem Asphalt. Kniet, wie eine Büßerin. Wie eine Verurteilte.

Eine Frau auf Knien, auf der Straße, dieser Anblick müsste die ganze Welt schockieren. Doch es berührt niemanden, zumindest nur wenige Menschen. Solène wird dieses Bild nicht los, vergeblich versucht sie es aus ihrem Kopf zu verscheuchen. Manchmal hält es sie davon ab, zu schlafen.

Sie weiß genau, wann es angefangen hat.

Seit diesem einen ruhigen Nachmittag im Palast. Sie traf vor Beginn ihrer Sprechstunde ein. Der Gemeinschaftssaal wirkte verlassen, nur die Dame mit den Taschen dämmerte in einer Ecke vor sich hin. Als Solène den Raum betrat, wachte sie auf.

Weil sonst niemand da war, fragte die Dame, ob sie sich zu ihr setzen könne. Solène nickte. Sie begriff schnell, dass die Frau weder Post zu erledigen hatte noch einen Rat suchte. Sie wollte einfach reden. Solène war kurz versucht, sie zu unterbrechen, ihr zu signalisieren, dass sie zu tun habe. Dann aber fielen ihr die Krankenschwestern und Pflegerinnen ein, die sie während ihres

Aufenthaltes in der Nervenklinik betreut hatten. Mehr als alles andere, als die Beruhigungsmittel und Tabletten, die man ihr tagtäglich verabreichte, war es die wohlwollende Aufmerksamkeit des Pflegepersonals gewesen, die sie seinerzeit hatte durchhalten lassen. Man darf nicht unterschätzen, was kleine Gesten oder ein Lächeln vermögen, sie haben große Wirkung. Sie sind wie ein Schutzwall gegen Einsamkeit und Trübsinn. Also ließ Solène die Dame mit den Taschen weiterreden. Sie führte ihr nicht die Feder, sondern schenkte ihr Gehör – hörte zu, ohne zu bewerten.

Im Palast nennen alle sie »die Renée«, so, wie ihre Kumpel von der Straße sie getauft haben. Fünfzehn Jahre lebte sie ohne ein Dach über dem Kopf. Ohne Bleibe, ohne Unterschlupf in einem Heim. Fünfzehn Jahre ohne Bett. Mittlerweile kann die Renée es gar nicht mehr. Sie schafft es nicht, in ihrem Zimmer Schlaf zu finden, sie fühlt sich dort eingesperrt. Lieber legt sie sich irgendwo in einem der Gemeinschaftsräume hin, umgeben von ihren Taschen. Sie kann sich nicht überwinden, ihre Habseligkeiten in einen Schrank zu räumen. Sie hat Angst, man könne sie ihr stehlen. Sie braucht das Gefühl, diese Dinge immer bei sich zu haben, als befände sich ihr ganzes Leben in den Beuteln, die sie Tag und Nacht mit sich herumträgt, wie eine Schneckenfrau.

Ihr Lieblingsaufenthaltsort ist die Waschküche. Regelmäßig schläft sie neben den Maschinen ein, den Geruch von Waschmittel und Weichspüler in der Nase. Die Angestellten im Palast zeigen Verständnis und lassen sie ab und zu die Nacht dort verbringen. Die Renée mag es, sich vom Geräusch der rotierenden Waschtrommeln und dem Duft nach Sauberkeit und Frische in den Schlaf wiegen zu lassen. Die warme, feuchte Luft, die die Trockner verströmen, sorgt für eine angenehme Raumtemperatur, im Sommer wie im Winter. Ein paar Mitbewohnerinnen haben sie schimpfend beiseitegestoßen, als sie ihre Sachen holten. Aber die Renée hat die Situation einfallsreich geklärt – so etwas lernt man in fünfzehn Jahren auf der Straße. Im Gegenzug dafür, dass man sie in Ruhe lässt, hat sie sich bereiterklärt, auf die Wäsche aufzupassen und so den häufigen Diebstählen ein Ende zu

bereiten. Nach einigen Wochen wurde die Renée offiziell zur Hüterin der Waschküche ernannt, der Titel gefällt ihr. Manchmal tut sie der ein oder anderen, die unpässlich ist, sogar den Gefallen, ihr die Wäsche aufs Zimmer zu bringen.

Natürlich musste sie sich zeigen lassen, wie man eine Waschmaschine bedient – sie hatte es vergessen, wie alles andere auch. Wenn man auf der Straße lebt, wäscht man seine Sachen nicht; es ist einfacher und billiger, sich bei einer Kleidersammlung neu einzudecken und das alte Zeug wegzuwerfen.

Fünfzehn Jahre in der Gosse sind wie fünfzehn Jahre Koma, sagt die Renée. Wenn man da rauskommt, muss man sich erst wieder einleben, jeden Handgriff im Alltag neu erlernen. Kochen, in einem Bett schlafen, spülen, die Laken wechseln – es sind wahre Herausforderungen für eine ehemalige Obdachlose. Die tausend kleinen Dinge, die ein ganz normales Leben ausmachen, waren der Renée abhandengekommen. Salma und andere Mitarbeiter des Palastes haben sie in einem langen Prozess der Resozialisierung begleitet, wie jemanden, der nach einem Verkehrsunfall eine Reha machen muss.

Die Renée hatte drei Leben: eines vor der ganzen Misere, doch darüber spricht sie nicht. Dann das auf der Straße, es hat sie beinahe vernichtet und ihr erstes Leben ausgelöscht. Grausame Jahre, geprägt von Armut, Kälte, Gleichgültigkeit, Gewalt. Da draußen klaut man dir alles, sagt sie, dein Geld, deine Papiere, dein Telefon, deine Unterwäsche. Man hat ihr sogar ihre Zahnprothesen gestohlen. Man hat sie auch vergewaltigt. Vierundfünfzig Mal. Die Renée hat mitgezählt.

Vierundfünfzig Vergewaltigungen. Vierundfünfzig Schändungen eines entkräfteten, todmüden Körpers. Die Zahl klingt unglaublich, aber sie wurde von Ärzten bestätigt. In der Presse finden solche Dinge nur selten Erwähnung, die Vergewaltigung von obdachlosen Frauen ist kein gesellschaftsfähiges Thema. Nicht vornehm genug für die Zwanzig-Uhr-Nachrichten, wenn Frankreich zu Tisch sitzt.

Die Leute haben keine Lust, zu erfahren, was vor ihrer Haustür passiert, wenn sie gerade dabei sind, ihr Abendessen zu beenden und ins Bett gehen wollen. Sie verschließen lieber die Augen davor.

Schlafen, träumen. Ein Luxus, den obdachlose Frauen sich nicht leisten können. Denn da draußen sind sie Freiwild. Auch das Elend setzt dem Grauen keine Grenze. Die Renée erinnert sich, wie man sie einmal mitten in der Nacht mit Fußtritten weckte, in einem Parkhaus, in dem sie sich versteckt hatte. Noch heute hat sie das Röcheln der Kerle im Ohr, die sich einer nach dem anderen auf ihrem Körper wälzten, eine Horde betrunkener Obdachloser. Über das, was die Männer danach mit ihr anstellten, schweigt sie lieber. Eine unerträgliche Erinnerung von vielen, die sie versucht zu verdrängen.

Wenn du einschläfst, bist du tot. Mit diesen Worten fasst die Renée ihre Nächte im Freien zusammen. Alles darf passieren, nur nicht, dass du vom Schlaf überwältigt wirst. Du musst laufen, in Bewegung bleiben, den Bus in die eine Richtung nehmen, dann in die andere. Was ihr an Kilometern in den Knochen steckt – mindestens Paris–New York, zu Fuß. An manchen Abenden schmerzten ihre Beine so sehr, dass sie schon dachte, sie würden sich vom Rest des Körpers lösen. Doch darauf konnte sie keine Rücksicht nehmen, sie musste weiterlaufen. Es ist eine endlose Spirale, jede Nacht aufs Neue. Eine Reise ohne Ziel. Ein Aufbruch ohne Ankunft.

Um die Gefahr von Übergriffen einzudämmen, hat die Renée sich die Haare abgeschnitten, jedes Anzeichen von Weiblichkeit versucht zu vertuschen. So ist das da draußen, sagt sie, Frauen müssen sich verstecken, um zu überleben. Ein Teufelskreis: Indem sie sich unsichtbar machen, verschwinden sie von der Bildfläche, spielen keine Rolle mehr in der Gesellschaft. Sie werden zu Unberührbaren, zu Geistern, die am äußeren Rand der Gesellschaft umherirren.

Die Hölle hat fünfzehn Jahre angedauert. *Ungefähr fünfzehn Jahre* , fügt die Renée hinzu. Wenn man nicht schläft, verliert man

jedes Gefühl für Zeit. Auf der Straße dehnt und weitet sie sich aus wie ein Luftballon, den man aufbläst. Man hört auf, die Tage zu zählen, die Monate, die Jahre. Das Schlimmste ist die Metro. Man darf sich ihr nicht nähern. Wer dort Zuflucht sucht, kommt nicht wieder. Es ist zwar warm, aber man geht schneller unter. In den Gängen kann man den Tag bald nicht mehr von der Nacht unterscheiden. Man wird verrückt. Sie hat viele Freunde verloren, die der Verlockung der Tiefe nachgegeben haben und nie mehr aufgetaucht sind.

Man muss draußen bleiben, koste es, was es wolle. Standhaft sein. Nicht den Boden unter den Füßen verlieren. *Finger weg von Alkohol und Drogen* , sagt die Renée. Sie hat nie etwas angerührt. Vielleicht mal einen Schluck Rotwein, wenn es besonders kalt war, mehr nicht. Der Alkohol ist eine Falle, genau wie die Metro. Ein Brunnen ohne Grund, in den man leicht hineinfällt. Man muss einen starken Willen haben, um der Versuchung zu widerstehen, das weiß sie aus eigener Erfahrung. Aber sie ist nie schwach geworden, trotz der Gewalt, trotz Hunger und Kälte, trotz der Übergriffe. Sie kann einiges wegstecken. Sie kommt schließlich aus dem Norden, da ist man aus einem härteren Holz geschnitzt, behauptet sie, einem Holz, das widerstandsfähiger ist als alle anderen. Irgendetwas hat sie immer durchhalten lassen.

Nachdem sie ein weiteres Mal brutal vergewaltigt und übler denn je zugerichtet worden war, endete sie bewusstlos in einem Krankenhaus. Dort traf sie ihren *Engel* – so nennt sie die junge Sozialarbeiterin, die sich damals um sie kümmerte und dabei ein Engagement ohnegleichen an den Tag legte. Der Engel war entsetzt über den Zustand der Renée und machte es sich zur Aufgabe, ihr aus dem Elend zu helfen. Keine einfache Sache, wenn man ehrlich ist. Die Renée wollte niemanden an sich heranlassen. Sie hatte schon zu viele Versprechungen gehört, darauf würde sie nicht mehr reinfallen. Die Straße härtet einen ab, man ist ständig auf der Hut, wie ein verletztes Tier. Doch der Engel breitete seine Flügel über der Renée aus, unterstützte, begleitete, trug sie. Bis zur Erschöpfung, durch alle Aktenberge hindurch, hielt

er ihr die Stange. Half ihr, sich neue Papiere zu besorgen – schon Jahre zuvor hatte man sie ihr gestohlen, seitdem hatte die Renée keine Identität mehr –, half ihr, Sozialhilfe zu beantragen, denn sie war bezugsberechtigt. Monatelang musste sie sich gedulden, Formulare ausfüllen, sich zu Gesprächsterminen einfinden. Man denkt darüber nicht nach, aber für einen Obdachlosen stellen solche Dinge eine Hürde dar. Wenn man kein Zeitgefühl und keinen Menschen an der Seite hat, der einen wieder aufweckt, wenn man nach einer Nacht auf der Straße kraftlos zusammensinkt, ist es beinahe unmöglich, eine Verabredung einzuhalten.

Doch die Renée hat es geschafft. Sie verdankt es dem Engel, dass sie all diese Schwierigkeiten gemeistert hat. Natürlich gab es Niederlagen, Auseinandersetzungen, den Impuls, alles hinzuschmeißen. Sie haben einige Federn lassen müssen. Aber zusammen haben sie es zuwege gebracht. Die Bewerbung um einen Platz im Frauenhaus war schließlich erfolgreich, nach monatelangem Hin und Her. Sie haben die gute Nachricht mit einem Teller Frikadellen gefeiert, dem Lieblingsgericht der Renée.

Ihr drittes Leben hat im Palast begonnen. Bei ihrer Ankunft konnte die Renée sich kaum mehr auf den Beinen halten, Salma wird es bezeugen. Sie schlief in einem der Sessel am Empfang ein, noch bevor sie ihre Schlüssel entgegengenommen hatte. Überwältigt von Müdigkeit, fiel sie in Schlaf, wo immer sie sich gerade aufhielt, manchmal auch während eines Gesprächs, mitten in einem Satz. Sie verbrachte ganze Tage mit Schlafen – im Gemeinschaftssaal, in der Waschküche, auf dem Boden vor ihrem neuen Bett, an das sie sich nicht gewöhnen konnte. Sie würde Zeit brauchen, um wieder mit einer Matratze klarzukommen.

Natürlich ist sie längst nicht am Ziel, es liegt noch ein gutes Stück Weg vor ihr, aber die Renée ist da, sie lebt. Sie hat ein Dach über dem Kopf. Niemand weckt sie mehr in der Nacht mit Fußtritten, um sie zu vergewaltigen. Hinter den Mauern des Palastes versucht sie, ihre Würde zurückzugewinnen, die sie vor langer Zeit auf einer

Bank zurückgelassen hat. Wieder ein Selbstwertgefühl zu entwickeln ist die schwierigste Aufgabe, vor der man steht.

Bis es so weit ist, will sie den Kopf nicht hängen lassen. Immer mit erhobenem Haupt. So lautet die Devise der Renée.

23
Paris, 1926

Es ist unglaublich, was die Peyrons zusammenbekommen: Dafür haben sie Talent, das muss man sagen.

Unter Armeekollegen bewundert man die Leidenschaft und die Hartnäckigkeit, mit der die beiden Kommissäre ans Werk gehen. Im Frühjahr 1926 erreicht die Spendenaktion für den *Palast der Frau* einen Höhepunkt. Am 6 . Mai sind zwei Millionen Francs eingegangen.

Die Renovierungsarbeiten haben begonnen. Blanche will sich persönlich davon überzeugen, dass alles reibungslos abläuft. Es gefällt ihr, die Baustelle zu besichtigen und sich dabei vorzustellen, wie der Ort aussehen wird, wenn er erst einmal fertig ist.

Geplant ist, die neun Quadratmeter großen Zimmer mit einem Sandstein-Waschbecken und mit fließend warmem und kaltem Wasser auszustatten. Die Wände sollen gestrichen, das Parkett soll gewachst werden. Zu jeder Wohneinheit gehört ein Bett, ein Schrank mit Kleiderstange, Fächern und Schubladen sowie ein kleiner Tisch und ein Stuhl. Vorgesehen sind auch zwei Warteschlafsäle mit jeweils fünfundzwanzig Plätzen. Auf jeder Etage werden die Zimmer in einer anderen Farbe gestrichen, in Blau, Grün, Beige, Grau. Neben den Schildern auf den Türen wird es Hinweistafeln als Orientierungshilfe für die Bewohnerinnen geben.

Die gemeinschaftlich genutzten Räume werden eine Waschküche, einen Speisesaal für mehrere Hundert Menschen, einen Ruheraum, eine Bibliothek, eine Turnhalle, ein Nähzimmer, einen Versammlungs- und einen Besuchsraum umfassen. Die Dachterrassen sollen als Ort der Erholung dienen, außerdem

wollen sie einen Kindergarten begründen, in dem die Arbeiterinnen ihre Kleinen tagsüber abgeben können.

Blanche sieht ihn genau vor sich, ihren *Palast der Frau* : ein Refugium für diejenigen, denen das Leben hart zugesetzt hat, die von der Gesellschaft ins Abseits gedrängt wurden. Eine kleine Festung, wo jede Frau ein Zimmer für sich hat, freundlich möbliert, beheiz- und belüftbar. Eine friedvolle Kartause.

Ein Palast, wo Wunden heilen können und man wieder zu Kräften kommen kann.

Sobald sie sich allerdings die Kosten des Ganzen vor Augen hält, trübt sich ihr Enthusiasmus. Die Spendenaktion läuft weiter, denn bisher reichen die Mittel nicht. Die Arbeiten verschlingen Unsummen. Die Renovierung erweist sich als Fass ohne Boden. Es müssen alte Trennwände entfernt und neue eingesetzt, die Terrassen und sämtliche Böden ausgebessert, die Waschbecken und Küchen auf allen Stockwerken installiert, die Zentralheizung und die Stromversorgung überholt, Tausende Quadratmeter Wände und Decken gestrichen werden. Ihnen fehlen etwa anderthalb Millionen, um alle Ausgaben abzudecken. Und in dieser Rechnung ist die Rückzahlung des Kredits noch nicht enthalten, auch daran müssen sie denken …

Zum ersten Mal wird Blanche von Zweifeln gepackt. Hat sie sich übernommen? Wollte sie mit diesem Projekt zu hoch hinaus? Hat sie im Namen der Sache und der Notleidenden gesündigt, indem sie sich zu Größenwahn und Eitelkeit hinreißen ließ? Sie glaubte sich stark genug, um alle Hürden zu nehmen, mächtig genug, um die ganze Welt von der Richtigkeit ihrer Aktion zu überzeugen. Wird die Zukunft ihr recht geben? Oder wird sie die Armee in den finanziellen Abgrund stoßen? …

Blanche gerät ins Straucheln. Im Elsass, wo sie eine Reihe von Konferenzen abhält, bricht sie am Ende eines Vortrags zusammen. Über mehrere Stunden bleibt sie im Bett, schafft es nicht, sich aufzurichten. Kreidebleich kehrt sie nach Paris zurück, angegriffener denn je.

Albin ist besorgt. Seine sonst so stolze, draufgängerische Blanche zeigt sich müde und erschöpft. Ihr gesundheitlicher Zustand verschlechtert sich, der Husten lässt sie nicht mehr schlafen. Sie hat Ohren- und Zahnschmerzen, der Hals tut ihr weh, die Migräne martert ihr Hirn. Das Hüftleiden zehrt an ihr, beeinträchtigt sie in ihren Bewegungen.

Während langer schlafloser Stunden wandelt Blanche unruhig im Wohnzimmer auf und ab. Sie darf nicht scheitern, nicht jetzt. Sie denkt an all die Kriege, die sie geführt hat, all die Schlachten, die sie schlagen musste, seit sie in die Armee eingetreten ist. Sie hat nicht mehr dieselbe Energie wie früher, ihr Körper lässt sie im Stich. In ihrer Verzweiflung greift sie zu ihren Büchern, hofft, dass sie dort etwas findet, was ihr die Kraft gibt, weiterzukämpfen. Sie blättert in ihrer Lieblingslektüre, *Courage* von J.M. Barrie, dem Autor von *Peter Pan* , im Laufe ihres Lebens hat sie immer wieder Passagen unterstrichen: *Vor euch liegen glorreiche Jahre, vorausgesetzt, ihr wollt, dass sie es sind. Also, geht tapfer voran.* Sie ruft sich die heilige Thérèse von Lisieux in Erinnerung: *Der Herr verlieh mir die Gnade, keine Angst vor dem Krieg zu haben.* Sie liest die Verse des von ihr verehrten Victor Hugo, vor dessen Schöpfergeist und sozialem Engagement sie den Hut zieht:

Die, die leben sind die, die kämpfen,
die mit festem Willen Geist und Seele erfüllen,
die erwählt sind, den bitteren Gipfel zu erklimmen
die bedachtsam voranschreiten, von einem höheren Ziel ergriffen.

Blanche hat den großen Dichter stets bewundert und zitiert ihn gern in ihren Reden. Sein *Discours sur la Misère* gehört zu ihren Referenzen. Neulich hat sie eines seiner Gedichte für das Magazin *En Avant* ausgewählt.

Gebt! Es kommt der Tag, da die Welt uns entlässt.
Almosen gründen einen Schatz dort oben.
Gebt, daß man sagt: Er übt Barmherzigkeit!
Damit der Arme, den der Frost zerschneidet,

der neben euren stolzen Festen leidet,
nicht mehr sie schauen möge voller Neid.

Seit ihrer Kindheit ist Blanche eine unersättliche Leserin. Trotz aller Unbeständigkeit in ihrem Leben hat sie nie aufgehört zu lesen, immer hat sie Trost oder Inspiration bei ihren bevorzugten Schriftstellern gefunden.

Leider lebt Victor Hugo nicht mehr, und auch Blanches Stimme erlischt allmählich.

Es ist Albin, ihr treuer Gefährte, ihr auf ewig Verbündeter, ihr Waffenbruder und Seilpartner, der ihr wieder Mut zuspricht. Sie hatten sich damals auf dem Hochrad etwas versprochen: Wenn der eine fällt, fängt der andere ihn auf. Wie es die Soldaten tun. Zusammen ist man stark. Allein schafft man es nicht weit. Blanche erinnert sich an seine Worte.

Er hat Wort gehalten. An ihrer Seite hat Albin niemals Schwäche gezeigt. Es sind nur kleine Kieselsteine, die uns im Weg liegen, sagt er. Der Zweifel ist Teil unseres Weges. Er verläuft nicht überall eben und geradlinig, es gibt angenehme Abschnitte, holprige Biegungen und viele Dornen, Sand und Gestein, bevor sich die blühenden Wiesen auftun … Man muss weitergehen, komme, was wolle. *Du bist eine Kriegerin* , flüstert er ihr eines Abends zu, *ein kämpfender Engel. Du verfügst über unglaubliche Kräfte. Dein Leben wird tiefe Spuren hinterlassen.*

Am nächsten Tag ist Blanche wieder auf den Beinen. Das Fieber ist in der Nacht gesunken. Als Albin meint, sie solle sich trotzdem ausruhen, bemerkt sie lächelnd: *Mach dir keine Sorgen, ich werde vor der nächsten Reise Zeit genug haben, meine Bronchien zu schonen. Lieber im Kampf sterben, als ihn nur aus weiter Ferne zu erleben* .

Und so zieht Blanche wieder in den Krieg, trägt die Uniform, die sie nie abgelegt hat. Ihr Glaube dient ihr als Schwert. Albins Vertrauen und seine Liebe sind ihre Verbündeten, die besten, die sie sich wünschen kann. Zusammen werden sie den Weg, den sie

vor fast vierzig Jahren eingeschlagen haben, weiter gehen. Wenn ihre Gesichtszüge auch müder wirken und ihr Gang unsicherer ist als in der Vergangenheit – ihre Liebe ist immer noch da.

Und diese wird sie bis zum Gipfel führen.

24
Paris, heute

Es herrscht Totenstille im Palast.

Solène spürt es, kaum dass sie über die Schwelle tritt: Es muss etwas passiert sein. Der Empfang ist nicht besetzt, keine der Frauen hält sich im Gemeinschaftssaal auf. Mit einer düsteren Vorahnung geht sie hinüber zu den Büroräumen, klopft an. Niemand antwortet. Als sie schließlich die Tür zum großen Tagungsraum öffnet, findet sie die Angestellten und die Leiterin in versammelter Runde vor. Mit roten und geschwollenen Augen kommt Salma auf Solène zu.

Es ist wegen Cynthia , sagt sie leise.

Drei Tage lang hatte sie sich nicht blicken lassen. Manche Bewohnerinnen schließen sich über Wochen in ihrem Zimmer ein – aber Cynthia sah das gar nicht ähnlich. Salma wurde unruhig. Sie klopfte an ihre Tür, erkundigte sich bei den Tatas. Niemand hatte die junge Frau in letzter Zeit gesehen oder gehört. Eine verdächtige Ruhe. Salma bat um die Erlaubnis, sich ein Duplikat der Schlüsselkarte für Cynthias Zimmer anfertigen zu lassen.

Und dort lag sie, ausgestreckt auf ihrem Bett. Leblos.

Cynthia hat einen Brief auf ihrem Nachttisch hinterlassen. Worte, die Salma nicht mehr vergessen wird. Sie haben sich ihr wie ein Testament eingeprägt, ein letzter Aufschrei, mit dem Cynthia sich in die Ewigkeit verabschiedete.

Sie schrieb, dass es zu spät für sie sei, seit langem. Eigentlich seit Anbeginn. Dass schon ihre Geburt keinen Sinn gehabt habe.

Dass sie nicht erwünscht gewesen sei. Dass ihr Leben eine einzige Abfolge von Enttäuschungen und Schmerzen darstelle. Dass sie lieber gar nicht existiert hätte.

Dass ihr Sohn das Beste sei, was ihr je passiert ist. Dass er ihr die einzigen Glücksmomente im Leben geschenkt habe. Dass sie hoffe, er werde adoptiert und finde Eltern, die sich angemessener um ihn kümmerten, als sie es getan hatte.

Dass sie nun mit Hilfe ihrer alten Gefährtin fortgehen werde, der Droge, von der man behauptete, sie sei hart; für sie aber sei es das Versprechen auf einen sanften Abgang.

Sie werde ihre Wut nicht mitnehmen, die lasse sie hier, in den Mauern des Palastes.

Nur das Lachen ihres Sohnes wolle sie behalten, sein helles Kinderlachen.

Das Lachen ihres Sohnes, nichts weiter.

Nur das, bevor sie gehe.

Solène verstummt. Cynthias Verschwinden macht sie sprachlos. Ihr Tod bedeutet das Scheitern der ganzen Gesellschaft. Des Palastes und der Jugendfürsorge. Der Heime und der Erzieher, all derer, denen Cynthia in ihrem kurzen Leben begegnet ist. Trotz der Bemühungen der einen und der anderen, konnte niemand der jungen Frau helfen, niemand sie aus dem Treibsand herausziehen, in dem sie langsam, aber sicher versank.

Du bist wie die anderen, du bist hier überflüssig! Solène erinnert sich an ihre Worte. Ein Schuldgefühl überfällt sie, schlägt ihr ins Gesicht, so wie Cynthias Faust auf den Computer schlug. Fragen stürmen auf sie ein. Wäre alles anders gekommen, wenn sie Cynthia damals ihre Hilfe zugesagt hätte?

Salma unterbricht diese Gedankenspiele. Solène ist nicht verantwortlich für das Drama, genauso wenig wie alle anderen Frauen im Palast. Was Cynthia umgebracht hat, war nicht der Lärm in den Korridoren, es waren nicht die Kinderwagen der Tatas, und es war auch nicht das andere Zimmer, das sie so dringend haben wollte und nicht bekam. Was sie umgebracht hat, war die

Liebe, die sie nie erfahren hat. Eine Leerstelle in der Kindheit, ein Mangel, der nie behoben wurde. Ein Abgrund, den nichts und niemand überbrücken konnte, nicht die Liebe eines Sohnes und nicht die härteste Droge. Man kann sein Zimmer wechseln, in ein anderes Viertel, eine andere Stadt oder ein anderes Land ziehen, seinen Schmerz nimmt man immer mit, sagt Salma.

Fehlende Liebe, das ist es, woran Cynthia zugrunde gegangen ist.

Die fehlende Liebe, sie allein ist schuld.

Dort, wo in früheren Zeiten der Gottesdienst abgehalten wurde, haben sich die Frauen des Palastes versammelt, um Cynthia die letzte Ehre zu erweisen. Nacheinander haben sie Gebete für sie gesprochen. Gebete in allen möglichen Sprachen, an alle möglichen Götter gerichtet.

Es wurde eine Totenwache im Gemeinschaftssaal organisiert. Solène zog nichts nach Hause, sie wollte bei den Frauen im Palast bleiben. Ihr Platz war hier, bei ihnen. Kerzen wurden angezündet. Eine improvisierte Mahlzeit auf Papptellern gereicht, Teetassen machten die Runde. Eine Bewohnerin stimmte einen Gesang an, eine andere ergriff unerwartet das Wort im Durcheinander der Unterhaltungen; wieder eine andere holte sogar ihre Gitarre hervor. Es wurde Geld gesammelt – für Cynthias Beerdigung und für ihren Sohn. Zu diesem Zweck gingen Schuhkartons herum, in die jede hineinlegte, was sie für angemessen hielt. Sie wachten die ganze Nacht. Es war keine schweigsame, andachtsvolle Totenwache, nein, es ging lebhaft und ein wenig chaotisch zu. Ganz nach Cynthias Art.

Die meisten hatten das Bedürfnis zu reden, sich auszutauschen, derjenigen zu gedenken, die nun nicht mehr unter ihnen weilte, der Rebellin, der Überempfindlichen, die niemanden mochte und die jeden störte. Trotz ihrer Wut und ihrer Exzesse war Cynthia jedoch Teil der Gemeinschaft gewesen. Die kleine Schwester, die sich geopfert hat. Die Wildeste, die Unverschämteste, die Unerträglichste. Und die Verzweifeltste.

Solène verlässt das Haus der Frauen erst, als der Tag bereits heraufzieht, sie ist todmüde und traurig. Im Morgengrauen wirkt der Palast anders als sonst. Er ist nicht mehr die uneinnehmbare Festung, das sichere Refugium, das Schiff, das alle aus der Gesellschaft Ausgestoßenen rettet. Er ist nicht mehr die Arche Noah, sondern ein Boot, in das Wasser läuft. Er hat einen seiner Schützlinge ertrinken lassen. Er hat sich in ein Grab verwandelt.

Nie mehr wird im Gemeinschaftssaal Cynthias Gebrüll zu hören sein. Man hatte ihr mit dem Rauswurf gedroht, sie entschied sich für einen anderen Ausweg. *Ihr braucht mich nicht zu verjagen, ich gehe von allein.* Für sie gab es keine Rettung, keine Hoffnung mehr, denkt Solène. Außer dem Tod, der einen an die Hand nimmt und zum Tanz in der Dunkelheit bittet.

25

Seit drei Tagen hat Solène ihre Wohnung nicht mehr verlassen. Nicht einmal, um in die Bäckerei zu gehen. Sie hat auf keine der besorgten Nachrichten von Léonard geantwortet. Sie wären eigentlich verabredet gewesen, wie jeden Monat, um sich über den neuesten Stand der Dinge und ihre Aufgaben im Palast auszutauschen. Solène ist jedoch nicht zu dem Termin erschienen, hat ihn nicht einmal abgesagt. Warum auch? Sie hatte keine Lust, Léonards heitere Stimme zu hören, seine zwanghafte Begeisterung über sich ergehen zu lassen. Sie kann diese immer gutgelaunten Menschen nicht mehr ertragen. Soll er sich in seinem vollgestopften Büro allein an seinen getöpferten Dinosauriern und Kinderzeichnungen erfreuen.

Sie kannte Cynthia nicht gut, hatte nur einmal mit ihr gesprochen, am Tag ihrer Auseinandersetzung. Trotzdem hat ihr Tod sie getroffen. Woher rührt diese Niedergeschlagenheit? Diese tiefe Traurigkeit? Solène weiß es selbst nicht so genau.

Bis plötzlich das Bild wieder da ist. In furchteinflößender Deutlichkeit steht es ihr vor Augen. Arthur Saint-Clairs Körper, wie er leblos auf dem Marmorboden des Justizpalastes liegt.

Der Tod verfolgt sie. Der selbstbestimmte, selbstgewählte Tod derjenigen, denen sie nicht helfen konnte, nicht zu helfen *wusste* . Cynthias Untergang spiegelt das Ende ihres Mandanten, es ist gleichsam ein Bumerang, der mit voller Wucht auf sie zurückprallt. Er schürt in ihr das Gefühl von Ohnmacht, von Schuld, vor ihr tut sich eine abgrundtiefe Leere auf. Das Schreckgespenst der Depression erwacht zu neuem Leben. Solène kann seinen eisigen Atem spüren, seine kalten Finger, die sie umklammern und fortreißen wollen.

Der Psychiater hat sie auf die falsche Fährte geführt. Das Ehrenamt hat rein gar nichts gebracht. Solène ist einmal mehr in ein tiefes Loch gefallen. Dabei hatte sie geglaubt, sie sei geheilt. Sie hat sich getäuscht.

Léonard ruft wieder an. Sie kapituliert vor seiner Hartnäckigkeit, meldet sich mit kaum vernehmbarer Stimme. Sie berichtet ihm von Cynthias Tod, von ihrer Verzweiflung. Der tragische Zwischenfall hat ihre letzten Illusionen zunichtegemacht. Er hat ihr klar die Grenzen ihres Engagements aufgezeigt. Eine bittere Einsicht. Worte allein können nichts ausrichten, Cynthia hatte recht. Sie werden die Welt nicht verändern. Solènes Worte jedenfalls nicht.

Sie möchte die Aufgabe nicht länger übernehmen. Sie wird die Leiterin des Palastes anrufen, um ihr die Entscheidung zu erklären. Sie fühlt sich nicht gewappnet für einen solchen Kampf. Sie kann mit dem Leid dieser Frauen nicht umgehen, mit all den kaputten Existenzen, die sich an ihrem, Solènes Leben stoßen, wodurch sie sich noch mehr angegriffen fühlt.

Sie hat versucht, sich zu schützen, indem sie Léonards Ratschläge befolgte. Distanz, hatte er gesagt, das ist das Zauberwort. Man kann sich nicht das Unglück all derer zu eigen machen, die sich einem anvertrauen. Davor sollte man sich bewahren. Man muss sich einen Schutzschild zulegen, sobald man den Palast betritt, und ihn wieder ablegen, wenn man geht. Solène ist dazu nicht in der Lage. Sie verfügt nicht über das Gemüt einer Schildkröte oder eines Krustentiers. Ihr Panzer ist undicht, von allen Seiten läuft Wasser hinein.

Sicher, sie hat auch Erfolge feiern dürfen, winzige Erfolge, die sie mit Freude erfüllt haben. Kleine Sandkörner, die Cynthias Tod hinweggefegt hat. Solène fehlt die Kraft zum Weiterkämpfen. Der Gegenwind bläst zu heftig. Im Schutz der freundlichen Atmosphäre des Gemeinschaftssaals glaubte sie, den Frauen helfen, dem Elend die Stirn bieten zu können. Pure Einbildung. Sie ist nur ein kleiner Kolibri, ein unbedeutendes Federvieh mit zu kleinem Schnabel, das vergeblich einen Brand zu löschen versucht.

Sie wird sich wieder der Juristerei zuwenden. Nicht als Anwältin, das käme ihr vor wie ein Rückschritt – alles, nur nicht aufs Neue in die Mühle der Kanzlei geraten. Hingegen könnte sie sich um eine Stelle als Dozentin an der Uni bemühen. Professorin werden und in die Fußstapfen ihrer Eltern treten. Es ist nicht das, wovon sie geträumt hat, aber ihre Träume haben sie bisher schließlich auch nicht weitergebracht. Sie erwähnt den Roman, den sie immer schreiben wollte. Gibt zu, dass es ihr nicht gelingt. Wenn sie für andere etwas schreiben soll, findet sie die richtigen Worte; sobald sie für sich schreibt, fällt ihr nichts mehr ein. Ihr fehlt die Inspiration. Vielleicht muss sie einsehen, dass sie nicht das Zeug dazu hat.

Léonard hat sie an keiner Stelle unterbrochen. Erst nach einer längeren Pause bemerkt er, dass ihm kalt sei. Er stehe unten auf der Straße, vor ihrem Haus, mit Schokocroissants. Und er hätte nichts gegen einen Kaffee oder Tee einzuwenden – wenn Solène ihn hochbitten würde.

Sie sitzen lange auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer und unterhalten sich. Léonard hatte von Anfang an gespürt, dass die Sache entschieden war, dass kein Gegenargument Solènes Entschluss ins Wanken bringen würde. Zum ersten Mal zeigt sie sich völlig unverstellt. Gibt zu, im Augenblick labil zu sein, erzählt von ihrem Burn-out und dem Selbstmord Arthur Saint-Clairs, der ihr den Boden unter den Füßen weggerissen hat. Sie bringt alles zur Sprache, was sie bei ihrem ersten Treffen verschwiegen hat. Sie hat nichts mehr zu verlieren, sie muss nichts mehr verbergen.

Es berührt Léonard, in welcher Offenheit sie mit ihm spricht. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, was sie durchgemacht hat. Auch er hat vor ein paar Jahren Schiffbruch erlitten, gesteht er, als seine damalige Lebensgefährtin ihn verließ. Zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens hatte sie bereits zwei Kinder. Léonard hat die Kleinen mit großgezogen, er hatte sie geliebt und im Arm gehalten, als wären sie seine eigenen Kinder gewesen. Zehn glückliche Jahre haben sie zusammen verbracht, bis man sie ihm entrissen hat. Tatsächlich hat die Gesellschaft keine Rechte für verlassene

Stiefmütter und Stiefväter vorgesehen. Weder ein Sorgerecht noch ein Besuchsrecht. Wenn man nicht in einer verwandtschaftlichen Beziehung zu einem Kind steht, hat man keinen Status. Man existiert gewissermaßen nicht. Man verschwindet, die Konturen der gemeinsamen Geschichte werden immer unschärfer, wie auf einem alten Foto, man wird zu einem Gesicht, dessen Züge mit der Zeit verblassen. Léonard war verzweifelt, befand sich in einer Spirale düsterer Gedanken. Mit der Trennung hatte er nicht nur seine Partnerin verloren, sondern auch eine Familie. Er war plötzlich verwaist. Von seinem alten Leben ist ihm nichts geblieben außer ein paar Bildern, die die Kinder für ihn gemalt haben. Zehn Jahre, zusammengeschrumpft auf drei Blatt Papier.

Solène sitzt neben ihm auf dem Sofa und hört zu. Sie versteht ihn so gut. Auch sie hat Einsamkeit erlebt. Sie kennt die Leere, die Stille. Wohnungen, in denen man sich verliert, weil niemand da ist, mit dem man reden kann. Die Angst, die einem nachts die Kehle zuschnürt. Die Schwermut, wenn man morgens allein wieder aufwacht. Die Furcht vor Wochenenden und Feiertagen, die nichts anderes bedeuten als mehrere lange, einsame Tage in Folge, an denen man die Zeit irgendwie totschlägt, um sich selbst nichts anzutun. Das Gefühl, dass einem das Leben wie Sand zwischen den Fingern zerrinnt. Als säße man in einem Zug, in den man nicht einsteigen wollte, den man aber nicht anhalten kann.

Ja, sie kennt das alles gut.

Léonard steht auf, um sich zu verabschieden. Er respektiert Solènes Entscheidung, was den Palast betrifft. Er verteilt keine guten Ratschläge. Er ermutigt sie lediglich, ihren Roman zu schreiben. Wenn ihr die Inspiration fehlt, hat sie vielleicht nur noch nicht das richtige Thema gefunden. Wörter sind wie Schmetterlinge, zart und flüchtig. Man braucht einen guten Kescher, um sie einzufangen.

Er wünscht ihr Glück bei der Schmetterlingsjagd und dankt ihr für den Tee. Und auch für all die Stunden, die sie dem Palast gewidmet hat. Dass sie den Mut hatte, dort hinzugehen, dass sie die Schwelle überwunden und sich einen Platz unter den Frauen

erobert hat. Er weiß Solènes Empathie, ihre Großzügigkeit und Geduld zu schätzen. Sie mag nur ein Kolibri sein, doch dessen Flügel sind riesengroß.

Falls sie ihre Meinung ändert, soll sie bitte nicht zögern, zum Hörer zu greifen. Sie weiß, wo sie ihn findet.

Bedrückt sieht Solène ihm nach. Seine Worte haben sie verunsichert. Seltsamerweise hat er nicht versucht, sie davon zu überzeugen, in den Palast zurückzukehren. Er, der sich sonst immer so beharrlich zeigt, überlässt sie nun sich selbst mit ihren Fragen.

Sie geht in die Küche und greift nach dem Marmeladenglas mit den Haribos. Sumeyas Gaben sind allesamt dort hineingewandert. Das Glas hat sich mit jeder Sprechstunde im Palast gefüllt. Ein Haribo pro Sitzung.

Solène liebt Süßigkeiten, die Haribos aber hat sie bisher nicht angerührt. Sie hat sie gehütet wie einen geheimen Schatz. An diesem Abend aber, in der Einsamkeit ihrer Wohnung, öffnet sie das Glas und isst die Bonbons, eins nach dem anderen. Jedes einzelne erinnert sie an einen Moment im Palast.

Sie denkt an Binta, an Salma, an Viviane, an Cvetana, an Iris, an die Renée, an all die Frauen, die sie kennengelernt hat. Sie denkt an den Zumba-Kurs, an die Totenwache für Cynthia, an die gemeinsam verbrachten Augenblicke. Durch die bunte Mischung aus Marshmallow-Bärchen, Colafläschchen, bunten Kugeln, Lakritz-Konfekt, Primavera Erdbeeren, Gummi-Spiegeleiern, Chamallows, Schlümpfen und Krokodilen schmeckt sie das Leben – es ist zu süß, zu scharf, säuerlich, widerwärtig, aber sie schmeckt es wieder.

Solène sagt sich, dass es zu spät ist, zu spät für Cynthia. Ihr Tod ist ungerecht, nicht hinnehmbar, inakzeptabel. Und wie viele Menschen mussten für eine gerettete Sumeya ertrinken?

Vielleicht ist es zu spät für Cynthia, jedoch nicht für die anderen. Überall in den Straßen begegnet man Frauen, die Not leiden. Man muss nicht weit laufen.

Eine befindet sich sogar ganz in der Nähe.
Sie kniet unten vor der Bäckerei.

26

Sie heißt Lily.

Eigentlich Aurélie, aber sie hasst diesen Namen, den ihre Mutter ihr gegeben hat. Lily, das klingt stylisher. Es hat Klasse. Da sieht man hin.

Als Solène sie vor der Bäckerei anspricht und ihr vorschlägt, einen Kaffee trinken zu gehen, schaut die junge Obdachlose erstaunt auf. Seit Wochen kreuzen sich ihre Wege, aber nie haben sie ein Wort miteinander gewechselt. Solène hat hin und wieder ein paar Münzen in ihren Becher geworfen, ihr manchmal ein Croissant geschenkt. Sie grüßt Lily mit einem Lächeln. Es ist nicht viel, aber immerhin. Andere machen sich nicht einmal diese Mühe.

Solène lädt sie in die Brasserie an der Ecke ein. Lily hat Hunger. Sie bestellt ein Hacksteak mit Fritten – und bitte viel Ketchup, sagt sie zu dem Kellner, sie liebt Ketchup. Sie antwortet zunächst ein wenig schüchtern auf Solènes Fragen, während sie sich über ihren Teller hermacht. Sie ist neunzehn, fast zwanzig, am 9 . Dezember hat sie Geburtstag. Sie sagt, dass sie es kaum erwarten kann, älter zu werden, denn mit zwanzig darf man fast nichts. Sie gehört zu der Gruppe, die man unter dem Begriff der »Jugendarbeitslosigkeit« zusammenfasst: Sie geht keiner entlohnten Beschäftigung nach, geht nicht zur Schule und befindet sich nicht in einem Ausbildungsverhältnis. Lily hat davon in der Zeitung gelesen, auf der sie jeden Tag kniet, damit ihr nicht so kalt ist.

Bereitwillig erzählt sie ihre Geschichte. Sie ist außerhalb von Paris aufgewachsen, in einer symbiotischen Beziehung mit einer überschwänglichen, um nicht zu sagen hysterischen Mutter. Lilys Vater wurde es bald zu viel, er ergriff die Flucht. Anfangs besuchte er Lily noch am Wochenende oder an seinen freien Tagen. Doch

irgendwann gab er auf. Er wäre gern mit ihr in Urlaub gefahren, hätte gern mehr Zeit mit ihr verbracht, aber die Mutter stellte sich jedes Mal quer. Das Kind gehöre ihr, sie habe es schließlich ausgetragen und zur Welt gebracht. Sie betrachtete Lily als ihr Eigentum, ihre Trophäe.

Seht nur, wie hübsch meine Tochter ist.

Seht sie euch an.

Lily wuchs wie unter einer Glasglocke heran, ihr Leben spielte sich zwischen den zwei Zimmern der Wohnung und der Konditorei ab, die ihre Mutter geerbt hatte. Es fehlte Lily nicht an Zuneigung, sondern an Freiraum. Die mütterliche Liebe schnürte ihr die Luft ab, absorbierte sie, verschlang sie. Es war eine Liebe, die keinen Unterschied zwischen »ich« und »du« machte. Mutter und Tochter schliefen im selben Bett, trugen dieselbe Kleidung und dieselben Schuhe. Die Mutter hatte nur wenige Freunde: Sie sagte, *ich brauche nichts anderes. Du bist mir genug* . Sie sagte, *uns geht es doch gut so* . Und Lily glaubte ihr.

Doch diese Liebe erdrückte sie, vernichtete sie.

Je älter sie wurde, desto hübscher wurde die kleine Lily. Und das fiel leider auch anderen auf. Manche Männer kamen nun häufiger in die Konditorei. Andere brauchten ungewöhnlich viel Zeit, um ihren Kuchen auszuwählen, wenn sie hinter dem Verkaufstresen stand. Als ihre Mutter die Blicke bemerkte, die auf Lily ruhten, schickte sie ihre Tochter ins Hinterzimmer, unter dem Vorwand, die Krapfen im Backofen zu überwachen. Ihre Eifersucht ging einher mit einem Besitzanspruch. Es sollte kein Dritter in ihre Beziehung hineinfunken.

Und dann erschien Manu auf der Bildfläche, Lily hatte ihn in der Berufsschule kennengelernt, wo sie ihre Prüfung zur Konditorgesellin vorbereitete. Sie war vom ersten Augenblick an in ihn verliebt gewesen. Durch ihn erfuhr sie, was Freiheit bedeutete. Zusammen stahlen sie sich davon, gingen auf Partys und tanzten die ganze Nacht durch, erst um sechs Uhr früh kehrten sie nach

Hause zurück. Lily liebte seine Sorglosigkeit, seine Art zu leben, ohne an den nächsten Tag zu denken.

Ihre Mutter saß während ihrer Abwesenheit deprimiert zu Hause. Sie versuchte, der Tochter das Ausgehen zu verbieten, erpresste sie, indem sie damit drohte, ihr den Geldhahn zuzudrehen. Sie sagte, *nimm dich in Acht, er liebt dich nicht* . Sie machte Manu nieder, entdeckte alle erdenklichen Fehler und Unzulänglichkeiten an ihm, überschüttete ihn bei jeder Gelegenheit mit Vorwürfen.

Doch die Beleidigungen konnten Lilys Liebe nichts anhaben, im Gegenteil, sie gewann mit jedem Tag ein bisschen mehr Abstand zur mütterlichen Sphäre. Als die Mutter begriff, dass sie auf diese Weise nicht weiterkam, änderte sie ihre Strategie. Sie lud Manu zum Abendessen ein, schlug sogar vor, ihn während des Sommers in der Konditorei zu beschäftigen. Sie schien wirklich Frieden schließen zu wollen. Lily war so glücklich über die neue Situation, dass sie keinen Verdacht schöpfte.

Eines Tages kam Lily früher als erwartet von der Auslieferung einiger Bestellungen zurück. Sie fand ihre Mutter und Manu engumschlungen und halb nackt im Hinterzimmer der Konditorei vor. Den Gesichtsausdruck, mit dem die Mutter sie empfing, wird Lily nie vergessen. Es war keinerlei Scham in ihrem Blick zu erkennen, eher Häme angesichts der gelungenen Revanche. Und Hass.

Lily sagte kein Wort. Sie packte ein paar Sachen zusammen und nahm den nächsten Zug nach Paris. Der doppelte Verrat verletzte sie so sehr, dass sie nie wieder etwas von sich hören ließ. Sie kam zunächst bei einer Cousine unter, die sie irgendwann bat, sich eine andere Bleibe zu suchen. Sie hatte jemanden kennengelernt und brauchte mehr Privatsphäre. Lily nahm es ihr nicht übel. Eine Zeitlang kam sie bei flüchtigen Bekannten unter, schlief auf Sofas und Klappbetten, bis sie sich schließlich ohne Obdach auf der Straße wiederfand.

Sie suchte Arbeit. Konditoreien sind in Paris weiß Gott keine Mangelware, dachte sie. Allerdings musste sie bald einsehen,

dass der Markt übersättigt war. Ein Konditor, dem sie ihren Lebenslauf gab, sagte ihr, dass sich dreißig Lehrlingskandidaten bei ihm beworben hätten. Er konnte nur einen nehmen. *Die Popularität von Kochsendungen hat dazu geführt, dass sich nun viele Leute berufen fühlen, aber der Markt kommt nicht hinterher* , erklärte er ihr. Selbst die Edelmarken sähen sich der harten Konkurrenz durch die Backwarenindustrie ausgesetzt.

Lilys Jobsuche entpuppte sich als ein langer dunkler Tunnel, an dessen Ende die Prekarität wartete. Sie versuchte, Kontakt zu ihrem Vater aufzunehmen, ohne Erfolg. Er hatte sich eine neue Existenz im Ausland aufgebaut – auf Bali, wenn sie es am Telefon richtig verstanden hatte.

Lily erinnert sich an die erste Nacht, die sie im Freien verbrachte. Es war im Juni. Sie hatte nicht genug Geld, um sich ein Hotelzimmer zu nehmen. Da es nicht kalt war, suchte sie sich eine Bank – nur dieses eine Mal, sagte sie sich.

Dieses eine Mal wiederholte sich am nächsten Tag und auch an allen darauffolgenden.

Dieses eine Mal – inzwischen sind Monate daraus geworden.

Natürlich hat sie überlegt, nach Hause zurückzugehen. Aber sie will ihre Mutter nicht wiedersehen. Sie hat einen Schlussstrich unter ihr früheres Leben gezogen. Und in der kleinen Stadt, in der sie aufgewachsen ist, wäre es ihr unmöglich zu betteln, sie würde sich zu sehr schämen. Sie würde es nicht ertragen, jemandem zu begegnen, den sie kennt. Hier schützt sie zumindest die Anonymität. Sie ist eine von vielen, die auf der Straße leben.

Sie hatte sich geschworen, niemals die Hand aufzuhalten, so tief wollte sie nicht sinken. Doch am Ende musste sie sich damit abfinden. Gegen die Kälte kann man sich wappnen, aber gegen den Hunger kommt man nicht an. Er wühlt in den Eingeweiden und verknotet einem den Magen. Lily hat seit zwei Tagen nichts gegessen. Deshalb hatte sie sich hinter ihrem Pappschild mit der Aufschrift *Helfen Sie mir* versteckt und geweint. Ihre Tränen hat niemand gesehen. Sie wollte sie nicht zeigen. Sie sind das Einzige, was ihr an Würde geblieben ist.

Bei genauerer Betrachtung ähnelt ihr Leben einem Märchen unter umgekehrten Vorzeichen. Sie liebte die Märchen, die der Vater ihr erzählt hatte, als sie klein war. Das unausweichliche *Happy End* beruhigte sie. In ihrem Fall gab es kein *Happy End* . Die Prinzessin hat sich in eine Obdachlose verwandelt. Aschenputtels Filzpantoffel ist nur mehr ein durchgelaufener Turnschuh mit Löchern vom ununterbrochenen Unterwegssein auf Asphalt. Lilys Königreich sind die Boulevards, ihr Schloss ist ein Bürgersteig, über den der Wind streicht, ihre Krone eine Wollmütze, unter der sie ihre verfilzten Haare versteckt. Ihr Kleid besteht aus mehreren Schichten Strumpfhosen und Hosen – damit man ihr die Sachen nicht klaut, trägt sie alles, was sie hat, übereinander. Ihre Gefährten sind nicht die süßen Mäuse aus den Zeichentrickfilmen, sondern Ratten, die nachts, hungrig wie sie selbst, in den Ecken herumstreunen, wo sie Unterschlupf gefunden hat.

Eine Freundin, der sie in einer Suppenküche über den Weg gelaufen ist, hat ihr geraten, sich zu schminken und in Nachtclubs zu gehen. Lily ist neunzehn, sie ist hübsch. Die Bekanntschaften, die man an solchen Abenden macht, sind nicht von Dauer, aber wenigstens schläft man in einem Bett – und mit etwas Glück bekommt man am nächsten Morgen sogar noch ein Frühstück serviert. Lily hat es ausprobiert, ein- oder zweimal. Sie konnte damit nicht umgehen. Sie hat sich dreckig gefühlt, beschmutzt, da half auch keine Dusche. Also hörte sie auf damit. Es ist ihr lieber zu betteln, als sich für ein Bett und einen Kaffee zu prostituieren.

Im Großen und Ganzen zeigen sich die Leute im Viertel wohlwollend. Lily bekommt jeden Tag genug Geld zusammen, um sich etwas zu essen zu kaufen. Außerdem gibt es die guten Feen. Nanou, die Köchin im Bistro gegenüber, lässt Lily die Toiletten benutzen, damit sie sich waschen und die Zähne putzen kann. Oder Fatima, die Hausmeisterin des Nachbargebäudes, die ihr den Zugangscode verraten hat und beide Augen zudrückt, wenn Lily sich in eins der leerstehenden ehemaligen Dienstbotenzimmer unter dem Dach schleicht. Leider lässt sich die Tür in letzter Zeit

nicht mehr öffnen. Der Code muss sich geändert haben, wahrscheinlich hat Fatima Ärger bekommen.

Wenn man Lily nach ihren Zukunftsplänen fragt, schweigt sie. Sie denkt schon lange nicht mehr darüber nach. Die Pläne haben sich in Luft aufgelöst. Die Zukunft gehört der Vergangenheit an.

Sie hatte einmal Träume. Auch Talent – das bescheinigte man ihr, als sie ihren Abschluss machte. *Du wirst eine hervorragende Konditorin sein* , hatte ihr der Lehrer bei der Zeugnisübergabe zugeraunt. Es hatte Lily mit Stolz erfüllt.

Heute sieht sie Kuchen nur noch durch das Schaufenster der Bäckerei, vor der sie jeden Tag bettelt. Sie hat Talent, ja, aber das bemerkt keiner. Niemand ahnt es.

Niemand außer vielleicht Solène, an diesem Abend.

Während sie der jungen Obdachlosen zuhört, reift in Solène eine verrückte Idee. In Gedanken entwirft sie ein ungewöhnliches Projekt.

Es ist ein Racheakt. Sie will sich am Elend rächen. Solène will ihm nicht den Sieg in diesem Kampf überlassen. Sie hat eine Schlacht verloren, sie hat Cynthia verloren. Aber der Krieg ist noch nicht zu Ende. Sie wird wieder in den Ring steigen und kämpfen, sich gegen das Unglück zur Wehr setzen. Es wird keine Gnade geben. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Eine gerettete Seele für eine verlorene.

Solène ist wild entschlossen. Sie will Lily von der Straße holen, als Wiedergutmachung für Cynthias Tod.

Briefe zu verfassen wird diesmal nicht ausreichen. Sie muss ihr Netzwerk aktivieren, all ihre Kontakte im Palast. Bei der Leiterin vorstellig werden, mit den Sozialarbeiterinnen sprechen, mit Salma, den ehrenamtlich Beschäftigten, den Angestellten. Solène wird ihren Mut, ihre Geduld und ihr Stehvermögen unter Beweis stellen müssen. Dann ist es nicht unmöglich, zu gewinnen, davon ist sie überzeugt. Wenn der Engel und die Renée es geschafft haben, wieso nicht sie?

Cynthia hatte recht. Manchmal genügen Worte allein nicht.

Wenn sie keine Wirkung zeigen, muss man zur Tat schreiten.

27

»Wir müssen an unsere Arbeit und unsere Methoden glauben, daran glauben, dass etwas passieren wird, und es wird passieren.«
William Booth

Paris, 1926

Blanche hebt den Blick, betrachtet die Inschrift an der Fassade: *Der Palast der Frau* . Sie lässt ihre Hand in Albins Hand gleiten, er ist an ihrer Seite. Sie haben es geschafft.

In den letzten Wochen haben die Peyrons alles gegeben, Tag und Nacht durchgearbeitet. Sie haben die Spendenkampagne ausgeweitet. Haben noch mehr Reden gehalten, noch mehr Artikel geschrieben, noch mehr Konferenzen organisiert, noch mehr Maßnahmen ergriffen. Die umfangreichen Renovierungsarbeiten konnten abgeschlossen werden. Der Palast ist kein Hirngespinst mehr, er existiert nun. Er steht da, erhebt sich majestätisch vor ihren Augen, versehen mit dem Blut-und-Feuer-Wappen der Armee.

Am 23 . Juni 1926 findet die offizielle Einweihung des *Palastes der Frau* statt. General Bramwell Booth ist zu diesem Anlass eigens aus London angereist. In der großen Eingangshalle stehen an die zweitausend Menschen dicht gedrängt beieinander. Die Mitglieder des Ehrenkomitees haben auf dem Podium Platz genommen, neben dem Vertreter des Präsidenten der Republik. Monsieur Durafour, der Arbeits- und Gesundheitsminister, spricht der Heilsarmee *seinen tiefen Dank, seine Bewunderung und seine Wertschätzung* aus. Albin ergreift das Wort, erschöpft, aber strahlend. Dank der Subskriptionen sind drei Millionen Francs

zusammengekommen! Entgegen allen Erwartungen fordert er jedoch … eine Viertelmillion ein, die notwendig ist, um die Einrichtung zu finanzieren, die Kosten sind deutlich höher als angenommen. Der Kampf geht weiter!

Während Blanche neben ihm auf dem Podium sitzt, kommt ihr die Marschallin in den Sinn, der sie vor so langer Zeit in Glasgow begegnet ist und die ihr damals die Frage stellte: *Und Sie? Was wollen Sie aus Ihrem Leben machen?* Nun scheint die Antwort gefunden, sie liegt zwischen den Mauern dieses Gebäudes, sie hat mit dieser Festung, die den benachteiligten Frauen gewidmet ist, Gestalt angenommen. Blanche hofft, dass viele von ihnen in diesem Haus eines Tages eine rettende Unterkunft finden werden. Sie muss an die Nonnen denken, die hier im Kloster lebten und vertrieben wurden; einige von ihnen liegen zu ihren Füßen begraben.

Man sieht Blanche die Kämpfe an, die sie ausgefochten hat, die vergossenen Tränen, erlebten Enttäuschungen, die Undankbarkeit und Verachtung, über die sie sich hinwegsetzen musste. Was zählt, ist, dass sie jetzt hier steht, in ihrem Palast, entkräftet, aber am Leben, mit ehrenhaften Narben, aber auch Siegestrophäen.

Ihre Kinder befinden sich ebenfalls unter den Versammelten: drei Söhne und drei Töchter, allesamt in Uniform, ihres Zeichens Mitglieder der Heilsarmee. Schön sind sie, ihre Kinder, und tapfer. Ihre Söhne haben im Ersten Weltkrieg gekämpft. Ihre Töchter haben sich schon in jungen Jahren als Offizierinnen engagiert. In ein paar Jahren soll Irène, die Älteste, zur Kommissärin ernannt werden und in der Nachfolge ihrer Eltern an die Spitze der Armee aufrücken.

Evangeline ist extra aus England gekommen, um den großen Moment mitzuerleben. Seit ewigen Zeiten sind sie befreundet, Evangeline ist Blanche in ungetrübter Zuneigung verbunden. Sie selbst ist ledig geblieben, sie hat den Schwur, den sie sich als junge Mädchen abgenommen haben, nie gebrochen.

Auch Isabelle Mangin entdeckt Blanche im Publikum, ihre »Manginette«, wie sie sie nennt, die kleine Modistin aus der Rue

du Quatre-Septembre, die zur selben Zeit in die Armee eingetreten ist wie sie. Gemeinsam haben sie die bitteren Anfänge, Hunger und Kälte durchgestanden. Sie haben zusammen gelacht und geweint. Isabelle ist eine Verbündete der ersten Stunde, eine treue Soldatin, ihr will Blanche die Leitung des Palastes anvertrauen. In ihren Händen wird das riesige Schiff auf Kurs bleiben.

Anfang Juli öffnet der Palast seine Pforten für die ersten Bewohnerinnen. Unter ihnen befindet sich die junge Frau mit dem Baby, die Blanche bei Schnee und Kälte, halb erfroren in einer Notunterkunft angetroffen hatte. Sie haben überlebt, in einer Pension und dank der *Mitternachtssuppe* . Die Mutter trägt ihr Kind auf dem Arm und lächelt, als sie Blanche in der Eingangshalle des Palastes sieht – der Anblick erfüllt Blanche mit dem Gefühl, einen Sieg errungen zu haben, den einzigen, der in ihren Augen authentisch ist und für den es sich zu kämpfen lohnt.

Selbst wenn die Ruhmesglocken läuten – der Kampf ist nicht vorbei. Die Peyrons ziehen bereits in die nächste Schlacht. Blanche möchte ein weiteres Projekt in Angriff nehmen, ein Haus für Mutter und Kind. Und Albin plant den Bau einer ganzen Siedlung im XIII . Arrondissement, die Menschen in Not ein Zufluchtsort sein soll. Den Entwurf dafür möchte er dem Architekten Le Corbusier anvertrauen.

Am 7 . April 1931 wird der Französische Wohlfahrtsverband der Heilsarmee als gemeinnützig erklärt. Die Organisation von William Booth, die lange Zeit nur mit Hohn und Spott bedacht wurde, erfährt nun einhellige Anerkennung.

Am 30 . April desselben Jahres wird nach Albin auch Blanche mit dem Titel des Ritters der Ehrenlegion ausgezeichnet, die Verleihung findet im großen Saal des Palastes statt. Es ist der vierzigste Hochzeitstag der Peyrons. Sie feiern ihn mit ihren Kindern und Enkelkindern.

Doch das Glück ist nicht von Dauer. Blanches Gesundheitszustand verschlechtert sich rapide. Schon bald eröffnet Doktor Hervier ihr,

dass sie Krebs im fortgeschrittenen Stadium hat. Blanche nimmt die Nachricht tapfer entgegen. Sie beschließt, niemandem etwas zu sagen, es soll ihr Geheimnis bleiben. Bis zum Schluss lehnt sie eine Behandlung mit Morphin und anderen Medikamenten ab. Sie hat sich ihr ganzes Leben lang in Würde zur Wehr gesetzt, es kommt nicht in Frage, dass sie im Angesicht der Ewigkeit schwach wird.

Albin ist bei ihr, bis zum letzten Augenblick. Er wacht an ihrer Seite, Tag und Nacht.

Als er merkt, dass ihre Kräfte nachlassen, beugt er sich hinunter und sagt leise, was er ihr vor langer Zeit, ein ganzes Leben ist seither vergangen, einmal geschrieben hat – sie waren gerade frisch verheiratet, als Blanche mit einem Auftrag in die Vereinigten Staaten geschickt wurde. *Ich behalte dich hier, so sicher, wie du mich mitnimmst* .

Worte, die Albin nun ein letztes Mal der Frau zuflüstert, die ihr Leben mit ihm geteilt hat, seinem *kämpferischen Engel* , der im Begriff ist, die Waffen abzulegen, seiner *Sonne* , die niemals aufgehört hat zu leuchten, deren Strahlkraft an diesem Nachmittag im Mai jedoch immer schwächer wird. Er sagt ihr, dass sie sich gut geschlagen hat, dass sie jetzt das Recht hat, sich auszuruhen. Er wird ihr folgen, verspricht er, in wenigen Jahren, sobald ihr Werk vollendet ist, sobald die anderen Paläste gebaut sind, die sie zusammen erdacht haben.

Plötzlich steht Blanche vor ihm. Sie steckt nicht mehr in ihrem geschwächten, sterbenden Körper, sie ist wieder die zwanzigjährige Offizierin auf dem Feldweg, stolz und eigensinnig. Sie schaut Albin lächelnd an, bevor sie auf das Hochrad steigt.

Dann lässt sie seine Hand los und schwingt sich empor, dem Licht entgegen.

Blanche stirbt am 21 . Mai 1933 . In der Uniform der Heilsarmee bricht sie zu anderen Ufern auf, wo sie andere Kämpfe austragen wird.

Die Begräbnisfeier wird am 24 . Mai im Gemeinschaftssaal des Palastes abgehalten. Albin kann sich nicht vorstellen, dass man seiner Frau die letzte Ehre außerhalb dieser Mauern erweist. Gewissen Kämpfen gebührt eine Armee, alles, wofür Blanche sich ihr Leben lang eingesetzt hat, hat an diesem Ort Gestalt angenommen. Das Gebäude atmet ihren Geist, es offenbart das Ausmaß ihres Engagements. Albin hat die Wände mit einem weißen Trauerbehang bedecken lassen, er will an diesem Tag kein Schwarz, keine dunklen Farben sehen. Auch keine Blumen, Gebinde oder Kränze – Blanche hätte einen solchen Prunk nicht gewollt.

Der einzige Strauß, der den Sarg schmückt, stammt von einem siebenjährigen Mädchen, es sind selbstgepflückte Feldblumen, die die Kleine dort abgelegt hat. Es ist dieses Kind, damals war es noch ein Baby, das Blanche vor dem Abgrund retten wollte, das sie dazu ermutigte, den Palast aufzubauen.

Sämtliche Bewohnerinnen nehmen an der Zeremonie teil. Selbst die ältesten, die Hilfe beim Gehen benötigen. Zu Hunderten sind sie aus ihren Stockwerken, Zimmern, Küchen und Fluren herbeigeströmt, haben die große Treppe hinunter zu dem großen Saal im Erdgeschoss genommen, wo üblicherweise die Weihnachtsfeiern stattfinden. Der Raum ist voll, es passen nicht alle hinein, die gekommen sind. Die Menschen stehen überall, in der weitläufigen Eingangshalle bis hinaus auf die Straße. Es ist eine bunte Menge, Menschen aller Glaubensrichtungen und verschiedenster Herkunft haben sich eingefunden, Heilsarmisten, Protestanten, Juden, Katholiken, Freidenker, Freunde, Bewunderer, Schriftsteller, Gelehrte, hohe Amtsträger, Politiker, Frauen von Welt, Arbeiterinnen, Prostituierte … Von den Mächtigsten bis zu den Ärmsten sind alle Schichten der Gesellschaft vertreten.

Während der Trauerrede stehen die Versammelten. Im Anschluss daran setzt sich ein Zug zu Ehren der Toten in Richtung Gare de Lyon in Bewegung, angeführt von Albin und seinen Söhnen, die den Sarg tragen. Auf den Straßen herrscht Stille, die

Autofahrer halten an, um die merkwürdige Prozession aus Würdenträgern und Bedürftigen vorüberziehen zu lassen.

Blanche wird in der Ardèche, in Saint-Georges-les-Bains beigesetzt, an diesen Ort zog sie sich gern zurückzog, um ihre Kräfte zu sammeln. In diesem *Tempel im Freien* , wie sie oft sagte, schaut ihr Grab nun zum Sonnenaufgang. Gemäß ihrem letzten Wunsch sind dort die Worte Hiobs verewigt, die sie auf ihrem Weg stets begleitet haben:

> *Wirfst in den Staub das Edelgold*
> *Zum Flussgestein das Feingold*

Ihr Körper hat seine letzte Ruhestätte in Saint-Georges gefunden, doch ihre Seele ist woanders, Albin weiß es. Sie lebt in jedem Winkel des Palastes fort, auf dessen Fluren, in dessen Gemeinschaftssaal, in der Empfangshalle und in den Zimmern. In jeder Frau, die dort lebt, und in allen, die dort in Zukunft leben werden. Ihr Name wird nicht in die Geschichte eingehen. Die Welt wird vergessen, wer Blanche Peyron war. Aber das ist nicht wichtig, sie hat sich nie viel aus Ruhm und Ehre gemacht. Ihr Palast jedoch wird über sie hinaus Bestand haben. Er wird der Zeit und den Jahren trotzen. Er wird der Nachwelt erhalten bleiben. Um nichts anderes ging es ihr.

Letztlich ist es ihr nie um etwas anderes gegangen.

28
Paris, heute

Er traf ein paar Tage vor Weihnachten ein. Ein langer, schmaler Umschlag, etwas größer als ein Standardkuvert. Salma fällt er gleich in dem Stapel auf, als sie sich am Morgen daranmachte, die Post im Palast zu verteilen. Und dann die elegante Schrift, die feingeschwungenen Großbuchstaben, die edle Papierstärke.

Ein Brief zu Händen von Solène, adressiert an den Palast.

Abgeschickt aus weiter Ferne, von einem anderen Palast, in dem Königshäupter residieren.

Als Salma ihr den Umschlag überreicht, weiß Solène sofort, was er enthält. Ihr entfährt ein ungläubiges Lachen, ein lautes, fröhliches Lachen, das man vom Empfang bis in den Gemeinschaftssaal hört. Für einen Moment hallt der Palast von ihrer Freude wider, als regnete es buntes Konfetti über das hier versammelte Elend. Es ist lange her, dass Solène so gelacht hat.

Sie öffnet den Brief nicht, dazu fühlt sie sich nicht berechtigt. Sie eilt durch die Korridore, kann es kaum erwarten, ihn seiner Empfängerin auszuhändigen – sie selbst hat ja nur die Rolle der Vermittlerin übernommen.

Cvetana will gerade ihr Zimmer verlassen, als Solène mit dem Umschlag auftaucht, völlig außer Atem und aufgeregt wie ein kleines Kind vor einem Geschenk. Cvetana sieht sie erstaunt an und nimmt das Kuvert entgegen. Sie starrt kurz auf den Briefkopf des *Buckingham Palace* , lässt das Schreiben in ihrem Trolley verschwinden und wendet sich stumm zum Gehen, ohne ein Wort des Dankes. Verdattert und ein wenig hilflos verharrt Solène auf dem Gang.

Die Frauen werden wohl nie aufhören, sie zu überraschen. Und um ehrlich zu sein, gefällt ihr das. An diesem Ort sind die Regeln nicht leicht zu durchschauen, die Karten werden unablässig neu gemischt. Das Leben neu erfunden.

Als sie in den Gemeinschaftssaal zurückkehrt, hat sich ein Grüppchen um Binta versammelt. Dicht gedrängt stehen die Tatas zusammen, ein Foto macht die Runde, das jede Einzelne von ihnen kommentiert. Als sie Solène entdecken, öffnen sie ihren Kreis. Strahlend zeigt Binta ihr das Bild.

Das ist er , sagt sie. *Mein Sohn. Er hat mir geschrieben* .

Solène streckt die Hand danach aus, betrachtet Khalidou. Ein hübscher achtjähriger Junge, kraftstrotzend, mit gewinnendem Lächeln. Bei seinem Anblick kann Solène ihre Rührung nicht mehr zurückhalten. Tränen treten ihr in die Augen, fließen ihr wie kleine Bäche über die Wangen. Eine der Tatas seufzt. *Geht das jetzt wieder los* , stöhnt sie, *sie fängt wieder an zu heulen* .

Solène muss grinsen, während sie überlegt, dass sie womöglich nie eine große Schriftstellerin, eine Romanautorin sein wird. Aber sie kann schreiben, und, ja, darauf ist sie stolz; auch wenn ihre Feder die eines Kolibris ist, auch wenn sie im Namen anderer schreibt, nämlich dieser Frauen, denen das Leben übel mitgespielt hat und die dennoch den Kopf nicht hängen lassen. Immer mit erhobenem Haupt, wie die Renée.

Der Tag der alljährlichen Weihnachtsfeier im Palast ist gekommen. Sie findet in dem riesigen Raum statt, der für Veranstaltungen dieser Art zur Verfügung steht. Der große Baum ist geschmückt, die lange Tafel aufgebaut. Die Bewohnerinnen sind vollständig versammelt, außerdem die Leiterin des Hauses und ihre Mitarbeiter, die Sozialarbeiterinnen, die Erzieherinnen, die Verwaltungsexperten, die Reinigungskräfte, sämtliche ehrenamtlich Tätigen und Festangestellte und dazwischen kleine Kinder. Auch Solène ist dabei. Zum ersten Mal hat sie die Einladung ihrer Eltern zum traditionellen Weihnachtsessen

abgesagt. Sie waren überrascht, als sie ihnen erklärte, dass sie andere Pläne für den Abend habe, dass sie sich aber freue, am nächsten Tag mit ihnen zusammen zu sein.

Dann hat sie Léonard angerufen, um ihm vorzuschlagen, sie in den Palast zu begleiten. Kein ganz uneigennütziger Vorschlag. Sie war auf der Suche nach einem Freiwilligen, der, als Weihnachtsmann verkleidet, Geschenke an die Kinder verteilen würde. Jetzt konnte sie ihn mal einspannen! Léonard hat gelacht und sofort zugesagt, glücklich über die Aussicht, die Festtage, vor deren Einsamkeit ihm graute, in Gesellschaft zu verbringen.

Auf dem Tisch stehen die unterschiedlichsten Gerichte und Speisen, die jede zur Feier des Tages zubereitet hat. Alle haben Hand angelegt. Binta hat ihr *Foutti* beigesteuert; sie ist in ein festliches Gewand gehüllt, einen *Bléénj* in den Farben Guineas. Die kleine Sumeya trägt den Pulli zur Schau, den Viviane für sie gestrickt hat – es stand außer Frage, dass sie etwas anderes anziehen würde. Nicht weit entfernt von ihr sitzt die unermüdliche Strickerin und klappert mit ihren Nadeln. Der Winter ist rau, sie hat eine ganze Liste von Bestellungen, die sie abarbeiten muss. Nach längeren Verhandlungen hat sich die Renée schließlich einverstanden erklärt, ohne ihre Taschen zu erscheinen; es war das erste Mal, dass sie ihre Habseligkeiten in einen Schrank räumte. Sie gibt zu, dass ihr dieser Umstand nicht behagt, im Laufe des Abends wird sie sicher einmal nachsehen, ob alles noch an seinem Platz ist.

Die Tatas erscheinen in ihren prachtvollsten Boubous. Sie tragen ihre Halsketten und anderen Schmuck, es klappert und rasselt, als wären sie von kleinen Zikaden umgeben. Ihre Gewänder leuchten wie ein Regenbogen, ein bunter Wirbel inmitten des Palastes. Cvetana geht von einer zur nächsten und präsentiert stolz ihr Autogramm der Königin von England. *Das haben wir jetzt schon tausendmal gesehen* , ruft eine der Tatas, *allmählich gehst du uns damit auf die Nerven.*

Iris sitzt neben Fabio. Die beiden wirken wie Komplizen. Keiner weiß genau, in welcher Beziehung sie zueinander stehen. Iris hat

zu niemandem ein Wort darüber verloren, weder Solène noch den anderen gegenüber. Sie scheint es zu genießen, die Angelegenheit in der Schwebe zu halten. Die begehrlichen Blicke, die auf dem jungen Tänzer ruhen, entgehen ihr nicht. Viele ihrer Mitbewohnerinnen würden nur zu gern in seinen Armen liegen. Anscheinend hat Fabio sich noch nicht entschieden. Was soll's. Heute ist Iris an seiner Seite. Schon in ein paar Monaten wird sie sich in den neuen Englischlehrer verlieben. Sie wird Fabio und den Zumba-Kurs vergessen. *C'est la vie.* So läuft es eben mit der Liebe im Palast.

Am Ende der Tafel ist ein eingedeckter Platz frei geblieben, Cynthia zu Ehren. Damit man sie nicht vergisst.

Mit bewegter Stimme meldet sich Zohra, die alte Putzfrau, zu Wort, sie bittet um Ruhe. Mit Solènes Hilfe hat sie eine Rede vorbereitet. Nach vierzig Dienstjahren feiert sie heute das letzte Mal Weihnachten im Palast. Die Stunde ist gekommen, da sie in Rente geht. Es gibt so viele Dinge, die sie den Bewohnerinnen sagen möchte. Dass sie ihr in all diesen Jahren eine Familie waren, Schwestern, Freundinnen, Cousinen. Dass sie ihr zwar viele Nüsse zu knacken gegeben, aber auch viel Freude geschenkt haben. Dass sie traurig ist, sie zu verlassen, aber glücklich, sich endlich zur Ruhe setzen zu können. Dass sie von Zeit zu Zeit wiederkommen wird, um mit ihnen im Gemeinschaftssaal einen Tee zu trinken.

Nach dem Essen setzt sich Salma an den Flügel und spielt ein Weihnachtslied. Die Musik erfüllt den Festsaal, die Flure, jeden Raum, jeden Winkel des Palastes. Salma spielt gut. Sie hat mit zehn Jahren angefangen, als sie damals hier ankam. In den Jahren, die sie im Heim verbracht hat, hatte sie viel Zeit zum Üben, sagt sie, auch wenn das Klavier nicht immer gestimmt war.

Während Solène Salmas Spiel lauscht, geht ihr durch den Kopf, dass der Palast seine ganz eigene Musik hat. Verstörend, überraschend, manchmal schräg, aber immer kraftvoll und lebendig. Léonard sitzt neben ihr. Offenbar hat er seinen

Jahresendblues überwunden. Er wirkt glücklich, diesen Moment mit ihr zu teilen. Das Weihnachtsmannkostüm hat er abgelegt, nachdem er den Kindern ihre Geschenke überreicht hatte. Solène hat gesehen, wie ihre Augen geleuchtet haben. Sumeya hat eine Puppe bekommen, gerade ist sie dabei, ihr etwas anzuziehen und sich gleichzeitig über die Schokoladentrüffel herzumachen. Solènes und Léonards Blicke treffen sich. Er lächelt, zum ersten Mal. Er sieht gut aus, denkt sie überrascht. Er hat den Charme einer verletzten Seele, eines Menschen, der tief gefallen ist und sich wieder aufgerichtet hat.

Ihr kommt ein Satz von Yvan Audouard in den Sinn, der auf einer Mauer in der Nähe des Palastes geschrieben steht: *Glücklich sind die mit den Rissen im Leben, denn sie lassen das Licht herein.* Und das Licht ist hell an diesem Abend, es lässt den Palast in strahlendem Glanz erscheinen.

Das Festessen endet mit einem Höhepunkt, Lily hat eine *Bûche de Noël* gezaubert. Als sie den Weihnachtskuchen hereinträgt, applaudieren alle. Ihre *Bûche* ist wunderbar, eine wahre Gaumenfreude. Ihr Lehrer an der Berufsschule lag richtig. Lily hat Talent.

Lily wohnt bisher nicht offiziell im Palast. Die Warteliste ist lang. Man muss Geduld haben. Als Soforthilfe hat die Leiterin ihr einen der Schlafplätze in der Turnhalle angeboten, die dank des Maßnahmenplans der Regierung bei extremer Kälte eingerichtet werden konnten. Kein Luxus, aber immerhin. Lily muss nicht mehr im Freien schlafen. Sie muss nicht mehr auf die Straße zurück, das hat die Leiterin ihr versprochen. In der Heilsarmee gilt das Prinzip: Wenn man jemandem einmal die Hand gereicht hat, lässt man ihn nicht mehr fallen.

Als Engel ist Solène nach vorn aufgerückt. Sie hat, was Lily angeht, eine für sie selbst erstaunliche Hartnäckigkeit an den Tag gelegt – ein echter Bulldozer, meinte Léonard, ebenfalls überrascht. Sie spürte, wie ihr plötzlich Flügel wuchsen, sie ging mit ungewohnter Energie ans Werk. Sie weiß nicht, woher sie diese neue Kraft nimmt. Ist es der Palast? Cynthias Schatten, der

sie verfolgt? Oder sind es die Schatten aller Frauen, die seit der Gründung in diesem Haus Zuflucht gefunden haben? In ein paar Jahren feiert der Palast sein hundertjähriges Bestehen. Hundert Jahre, in denen er nie gegen seinen Grundsatz verstoßen hat: denjenigen, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind, ein Dach über dem Kopf zu bieten. Es gab Rückschläge, ja, aber er ist da, wie ein Leuchtturm in der Nacht, eine Festung, ein Bollwerk. Solène ist stolz, Teil seiner Geschichte zu sein. Dieser Ort hat auch sie gerettet. Er hat ihr geholfen, wieder auf die Beine zu kommen. Es geht ihr inzwischen gut. Sie braucht keine Tabletten mehr. Sie fühlt sich nützlich, mit sich selbst im Reinen. An der richtigen Stelle, zum ersten Mal in ihrem Leben.

Ein paar Wochen nach Weihnachten ruft die Leiterin bei ihr an. Eine der Tatas hat endlich die Sozialwohnung bekommen, auf die sie so lange gewartet hat. Ein Zimmer ist also frei geworden. Lily kann offiziell in den Palast ziehen.

Solène möchte sie gern begleiten. Sie verabreden sich vor den Stufen des Palastes. Zusammen treten sie über die Schwelle, gehen auf den Empfang zu, wo Salma sie hinter ihrem Resopaltresen erwartet. Sie überreicht Lily eine Schlüsselkarte für ihr Zimmer und einen Briefkastenschlüssel. Lily betrachtet das kleine Stück Metall in ihrer Hand. Einen Schlüssel zu besitzen, das will etwas heißen. Es bedeutet, dass man ein normales Leben führt.

Sie folgen der Leiterin zu der großen Treppe, die in den Wohnbereich der Frauen hinaufführt. Im Vorübergehen grüßen sie Cvetana, sie reagiert nicht. Sie begegnen der Renée mit ihren Taschen, Viviane, die, wie immer aus dem Ei gepellt, mit ihren Stricknadeln hantiert, Iris, die gerade ein Gedicht für den Englischlehrer verfasst. Sie erreichen den Gang, auf dem die Zimmer der Tatas liegen, die von Binta, Sumeya und den anderen, schweigend gehen sie dann an Cynthias ehemaliger Bleibe vorbei und bleiben schließlich vor einer Tür stehen.

Ein Schild ist darauf angebracht.

Mit einem Namen. Dem einer Unbekannten.
Blanche Peyron.

Später recherchiert Solène, was es mit dem Namen auf sich hat, und stößt auf die Geschichte dieser Frau, deren Name keinen Eingang in die große Geschichte gefunden hat. Vor beinahe hundert Jahren hat sich eine Frau mit Leib und Seele dafür eingesetzt, dass anderen Frauen eine Zufluchtsstätte zur Verfügung stand. Solène spürt, wie ein seltsames Gefühl sie durchströmt. Es ist Zeit, dass sie sich an die Arbeit macht, dass sie endlich diesen Roman schreibt. Sie will von Blanche erzählen, von ihrem Leben und ihren Verdiensten. Es wird ihr nicht an Inspiration fehlen. Die Worte werden ihr von allein ins Schmetterlingsnetz gehen.

Lily ist mittlerweile zwanzig. Sie ist der jüngste Neuzugang im Haus der Frauen. Sie hat ein Dach über dem Kopf gefunden, ein Refugium, sie ist in Sicherheit. Ihr rastloses Umherziehen hat ein Ende.

Jetzt kann ihr Leben beginnen.

Die Zeit ist gekommen, mich zu verabschieden,
in aller Stille, auf Zehenspitzen.
Ich nehme nichts mit.
Ich habe auf Erden nichts geschaffen,
nichts erbaut, nichts erzeugt.
Ich habe nichts entstehen lassen.

Mein Leben war kaum mehr als ein flüchtiges Glimmen,
anonym, wie viele andere, über die die Geschichte hinweggegangen ist.
Eine kleine Flamme, winzig und unbedeutend.
Es spielt keine Rolle. Ich bin da, mit jeder Faser meines Herzens,
im Atem meines Gebets.

Ihr, die ihr mich überleben werdet,
kämpft weiter,
tanzt weiter,
und vergesst nicht, zu geben.
Gebt eure Zeit, euer Geld,
Gebt, was ihr besitzt,
und auch, was ihr nicht besitzt.

Wenn eure Stunde geschlagen hat,
werdet ihr euch in unbekannte Regionen emporheben,
und ihr werdet euch leichter fühlen.
Denn ich sage euch, die Wahrheit ist:
Alles, was nicht gegeben wird, ist verloren.

Gebet einer Schwester der Ordensgemeinschaft
Töchter vom heiligen Kreuz.
Anonym, 19 . Jahrhundert

Danksagung

Die Autorin möchte sich sehr herzlich bei allen bedanken, die das Schreiben dieses Romans ermöglicht haben. Im *Palast der Frau* bei Sophie Chevilotte und ihrem Team, zu dem Stéphanie Caron de Fromentel und Émilie Proffit gehören sowie Jérôme Potin als Rechtsbeistand. In der Heilsarmee bei Samuel Coppens und Marc Muller.

Mein großer Dank gilt auch Juliette Joste, Olivier Nora und allen Mitarbeitern des Verlags Grasset für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung.

Ebenso danke ich Sarah Kaminsky, Tuong-Vi, Georges Sarfati und Damien Couet-Lannes.

Und Oudy, immer.

Über Laetitia Colombani

Mit ihrem ersten Roman »Der Zopf« wurde Laetitia Colombani über Nacht weltberühmt. Die Recherche für ihren zweiten Roman führte die Autorin in den »Palais de la Femme« in Paris. Colombani sprach mit Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen und wurde eine von ihnen. »Das Haus der Frauen« ist der erste Roman über Blanche Peyron, die 1926 unter widrigsten Umständen eins der ersten Frauenhäuser begründete.

Claudia Marquardt studierte Romanistik, Germanistik und Kunstgeschichte in Berlin und Lyon. Sie arbeitet als Lektorin und Übersetzerin in Berlin.

Weitere Informationen finden Sie auf *www.fischerverlage.de*

Über dieses Buch

Die Geschichte eines magischen Ortes in Paris – ein Haus des Zusammenhalts für alle Frauen dieser Welt

In Paris steht ein Haus, das allen Frauen dieser Welt Zuflucht bietet. Auch der erfolgreichen Anwältin Solène, die nach einem Zusammenbruch ihr Leben in Frage stellt. Im Haus der Frauen schreibt sie nun im Auftrag der Bewohnerinnen Briefe - an die Ausländerbehörde, den zurückgelassenen Sohn in Guinea, den Geliebten - und erfährt das Glück des Zusammenhalts und die Magie dieses Hauses. Doch wer war die mutige Frau, die vor hundert Jahren allen Widerständen zum Trotz diesen Schutzort schuf? Solène beschließt, die Geschichte der Begründerin Blanche Peyron aufzuschreiben.

Ein ergreifender Roman über mutige Frauen und ein Plädoyer für mehr Solidarität.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel ›Les victorieuses‹ bei Edition Grasset & Fasquelle

Deutsche Erstausgabe
Erschienen bei FISCHER E-Books

© Editions Grasset&Fasquelle 2019

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114
D-60596 Frankfurt am Main
Covergestaltung und Motiv: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur, Zürich

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-491201-1



Der Zopf

Colombani, Laetitia
9783104906324
288 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Der SPIEGEL-Bestseller - Drei Frauen, drei Leben, drei Kontinente – dieselbe Sehnsucht nach FreiheitDie Lebenswege von Smita, Giulia und Sarah könnten unterschiedlicher nicht sein. In Indien setzt Smita alles daran, damit ihre Tochter lesen und schreiben lernt. In Sizilien entdeckt Giulia nach dem Unfall ihres Vaters, dass das Familienunternehmen, die letzte Perückenfabrik Palermos, ruiniert ist. Und in Montreal soll die erfolgreiche Anwältin Sarah Partnerin der Kanzlei werden, da erfährt sie von ihrer schweren Erkrankung.Ergreifend und kunstvoll flicht Laetitia Colombani aus den drei außergewöhnlichen Geschichten einen prachtvollen Zopf.

Titel jetzt kaufen und lesen



Geboren aus Stein

Kadare, Ismail

9783104911083
288 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Ismail Kadares Reise an den Ursprung seines Erzählens Selten geschieht es in der Weltliteratur, dass ein ganzes Werk von einem Ort einzigen ausgeht und immer wieder zu ihm zurückkehrt. Bei Ismail Kadare ist das Gjirokastra, einst die mächtigste Gebirgssiedlung Albaniens. Große Kastenhäuser ducken sich wie Nester in den Hang. Enge Gassen, verwinkelte Gänge, dunkle Tore. Über allem der Schatten der Burg. In diesem Labyrinth aus Stein und Geheimnis ist Kadare geboren. Hier verlebte er seine Kindheit und Jugend und sog unter den Granitdächern von den Großeltern mysteriöse Geschichten von Geistern und Gespenstern in sich auf. Hierhin kehrte er in seinen Büchern immer wieder zurück, auch in seinem letzten Roman "Die Puppe", der diesen Band beschließt und seiner Mutter gewidmet ist. "Er ist der Homer Albaniens." Die Welt "Ismail Kadare hat mehr über das 20. Jahrhundert und seine Dunkelheit zu erzählen als jeder andere zeitgenössische Autor." Daniel Kehlmann

Titel jetzt kaufen und lesen



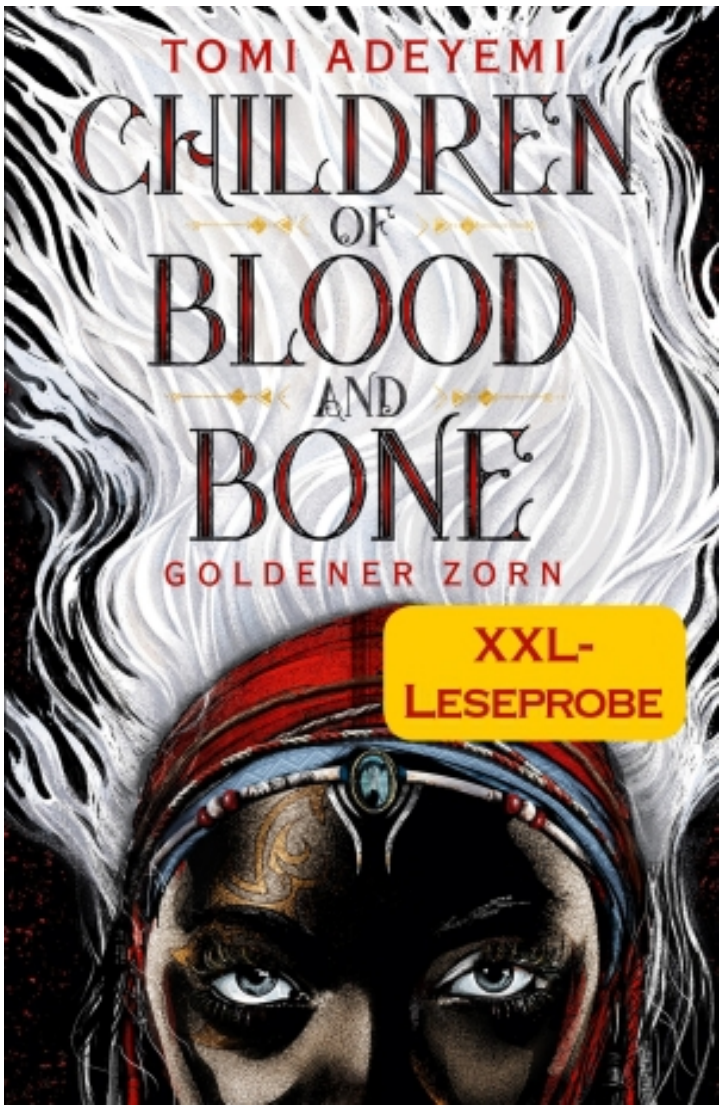
Hilma af Klint – "Die Menschheit in Erstaunen versetzen"

Voss, Julia
9783104907154
600 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Groß, radikal, ihrer Zeit voraus – Hilma af Klint, die Pionierin der abstrakten Malerei Sie schuf mehr als 1000 Gemälde, Skizzen und Aquarelle und hat die Malerei revolutioniert. Schon vor Kandinsky oder Mondrian malte sie abstrakte Werke, die durch ihre Farben und Formen zutiefst beeindrucken. Und sie war eine Frau von großer Freiheit und Zielstrebigkeit, die sich bewusst den Regeln des männlich dominierten Kunstbetriebs entzog. Sie wusste, dass sie ihrer Zeit voraus war: Mit siebzig Jahren verfügte sie, dass ihre Bilder erst 20 Jahre nach ihrem Tod zu sehen sein sollten. Hilma af Klint war eine schwedische Malerin, deren Neuentdeckung als die kunsthistorische Sensation der vergangenen Jahre gilt. Auf Basis umfangreicher Recherchen erzählt Julia Voss jetzt das ungewöhnliche Leben dieser Ausnahmekünstlerin, zerstört zahlreiche Klischees und Mythen und zeichnet zugleich das Bild einer Epoche, in der die weltpolitischen Umbrüche nicht nur die Malerei revolutionierten.

Titel jetzt kaufen und lesen



Children of Blood and Bone

Adeyemi, Tomi
9783104909967
94 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Sie töteten meine Mutter.Sie raubten uns die Magie.Sie zwangen uns in den Staub.Jetzt erheben wir uns.Zélies Welt war einst voller Magie. Flammentänzer spielten mit dem Feuer, Geistwandler schufen schillernde Träume, und Seelenfänger wie Zélies Mutter wachten über Leben und Tod. Bis zu der Nacht, als ihre Kräfte versiegten und der machthungrige König von Orïsha jeden einzelnen Magier töten ließ. Die Blutnacht beraubte Zélie ihrer Mutter und nahm einem ganzen Volk die Hoffnung.Jetzt hat Zélie eine einzige Chance, die Magie nach Orïsha zurückzuholen. Ihre Mission führt sie über dunkle Pfade, wo rachedurstige Geister lauern, und durch glühende Wüsten, die ihr alles abverlangen. Dabei muss sie ihren Feinden immer einen Schritt voraus sein. Besonders dem Kronprinzen, der mit allen Mitteln verhindern will, dass die Magie je wieder zurückkehrt …Der internationale Bestseller! Große Kinoverfilmung bereits in Arbeit bei Fox 2000 ("Twilight", "Das Schicksal ist ein mieser Verräter")

Titel jetzt kaufen und lesen



9/11

Zuckoff, Mitchell
9783104912080
704 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

Geschichten, die man nie mehr vergisst: Es ist ein ganz normaler Dienstag im September. Die kleine Christine freut sich auf ihren ersten Flug zu ihren Großeltern. John – Pilot bei United Airlines – verlässt im Morgengrauen leise das Haus, um Frau und Kinder nicht zu wecken. Und der Architekt Ron nutzt die Fahrt mit der Fähre, um sich auf ein Meeting im World Trade Center vorzubereiten … 9/11 ist das entscheidende Ereignis unseres Jahrhunderts. Nach 20 Jahren ist es Teil unserer Geschichte geworden. Erst jetzt kann man angemessen davon erzählen. Mitchell Zuckoff rekonstruiert jede Minute dieses Morgens aus der Perspektive derjenigen, die das Schlimmste erlebt haben. Er folgt den Passagieren und Besatzungsmitgliedern in den vier Flugzeugen; den Menschen, die in den brennenden Zwillingstürmen und im Pentagon gefangen sind; den Rettungskräften, die ungeheuer tapfer, aber oft vergeblich ihr eigenes Leben für das anderer aufs Spiel setzen; den ahnungslosen Passanten, auf die der Tod in Shanksville, Pennsylvania, buchstäblich vom Himmel niederregnet. Zuckoff erzählt Geschichten von Leid, Verlust, Mut und Selbstlosigkeit, die niemanden unberührt lassen. Ein dokumentarisches Meisterwerk – episch und zugleich zutiefst persönlich. "Seit der Lektüre dieses Buchs kommt es mir vor, als sei ich dabei gewesen: saß in der Falle eines brennenden Stockwerks,

eingeklemmt zwischen Möbelstücken und herabstürzendem Gips, verzweifelte im geschlossenen, stehengebliebenen Lift oder suchte als einer der Helfer meinen Weg durch Asche und Staub. Bilder, die im Kopf bleiben." Petra Gerster Endnoten übersetzt von Heide Franck

Titel jetzt kaufen und lesen